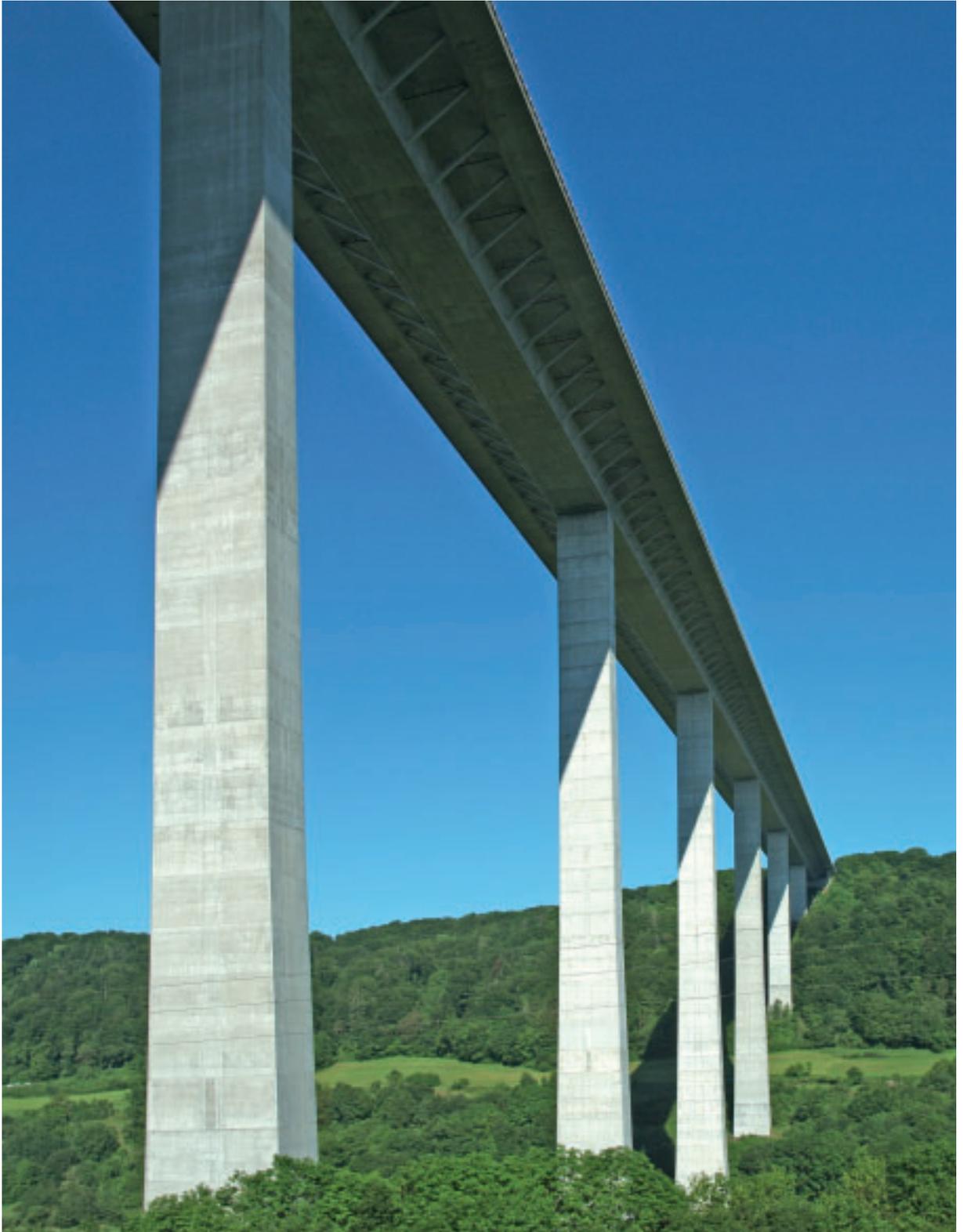




DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

39. JAHRGANG ■ 3 | 2010





Kochertalbrücke bei Geislingen
(Foto: Karl Fisch, LAD).

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

3/2010 39. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungsdirektor Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Helmut Fiedler
Redaktionsausschuss:
Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Günther Wieland
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg, Baden-Württembergische Bank Karlsruhe, Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 133 Editorial
- 134 Avantgarde gestern und heute
Bahnhofsbauten der 1950er Jahre in Baden-Württemberg
Roland Feitenhansl
- 140 Als die ersten Räder rollten ...
Räder der Jungsteinzeit aus dem Olzreuter Ried bei Bad Schussenried
Helmut Schlichtherle
- 145 „Einleuchtende Ausführungen“
Wichtiges Urteil in Sachen Solaranlagen und Denkmalschutz
Martina Goerlich
- 148 Denkmalpflege und Bauleitplanung
Vorsorgende Denkmalpflege und kommunale Verantwortung
Martin Hahn/Erik Roth
- 154 Entwicklungskonzept für die Klosterinsel Reichenau
Welterbe und informelle Planung
Bettina Nocke/Erik Roth/Edith Schütze
- 161 Die Reithalle bei Schloss Taxis in Dischingen-Trugenhofen
Eine Restaurierungsgeschichte
Rolf-Dieter Blumer/Gertrud Clostermann/Hermann Klos/Andreas Menrad/Markus Numberger
- 171 Er trotzte Blitzschlag, Brand und Erdbeben
Neue Hinweise zur Baugeschichte des Turmhelms der Marienkirche in Reutlingen
Till Läßle/Harald Weiß
- 176 Die Grabgewänder des Abtes Berno von Reichenau (†1048)
Untersuchungen der Abegg-Stiftung Riggisberg
Anja Bayer/Bertram Jenisch
- 184 Denkmalporträt
Höher als das Ulmer Münster
Die Kochertalbrücke bei Geislingen
Simone Meyder/Michael Hascher
- 186 Denkmalporträt
Abwärts durch die „Teufelsklinge“
Der historische Weg von Pliezhausen-Rübgarten ins Neckartal
Beate Schmid
- 188 Denkmalporträt
Das Haus Beck-Erlang in Stuttgart
Edeltrud Geiger-Schmidt
- 190 Denkmalporträt
Unter Steinen verborgen
Ein neuer römischer Altar aus Walheim, Landkreis Ludwigsburg
Marcus G. Meyer/Ingo Stork
- 192 Denkmalporträt
Eine Feldschanze des Dreißigjährigen Krieges auf dem Altenberg bei Bad Wimpfen
Alois Schneider
- 194 Ortstermin
Ein klassizistisches Kleinod vom Abriss bedroht: Das Gasthaus Rössle in Trillfingen
Holger Friesch
- 196 Ausstellung
- 197 Mitteilungen
- 203 Buchbesprechung
- 204 Personalien

Editorial

„Kultur in Bewegung – Reisen, Handel und Verkehr“ – der Leitfaden des diesjährigen Tages des offenen Denkmals versammelt eine Vielzahl von Denkmalen unter sich. Oft "unerkannt am Wegesrand" liegend sind sie Zeugnisse einer im wahrsten Sinne des Wortes bewegten Vergangenheit. Diese Zeugnisse sind so vielfältig wie die Gründe und Wege, aus und auf denen Güter, Menschen und Ideen von A nach B gelangen: Wohn- und Geschäftssitze einflussreicher Familien, deren Handelsverbindungen weit in die ihnen bekannte Welt reichen, Umschlagplätze, Pilger- und Touristenziele mit Schiffsländen, Zollstationen und Bahnhöfen – Zweckbauten, die das Kommen und Gehen kanalisieren und den Warenumschatz ermöglichen. Zu Wasser, auf dem Land und in der Luft verbinden Menschen ihre Welt und erschließen neue Horizonte. Genauso vielfältig wie die Wege und Waren sind die Transportmittel: Einbäume, Dampfschiffe, Fähren, Zeppeline, Kutschen und Ochsenkarren – dem Erfindergeist sind keine Grenzen gesetzt, und so sind die Hinterlassenschaften einer bewegten Vergangenheit nicht nur das Resultat von Ideentransfer, sondern auch Ausdruck von Fortschrittswillen.

Viel haben der Austausch von Gütern und die Mobilität von Menschen mit Prestige zu tun; die Zurschaustellung überregionaler Kontakte ist ein wichtiges Mittel der Selbstdarstellung und Teil eines elitären Selbstverständnisses. Sowohl die Befestigungsmauer, die ein keltischer Fürst von einem Baumeister aus der damals tonangebenden Mittelmeerwelt für seinen Sitz beim heutigen Hundersingen errichten ließ, als auch die selbstbewussten Patrizierhäuser und Stadtbefestigungen der Handels- und Reichsstadt Überlingen oder das mondäne, der Bäderkultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts geschuldete Stadtbild Baden-Badens, dem Treffpunkt einer Weltläufigkeit demonstrierenden Oberschicht – Denkmäler einer Kultur in Bewegung sind auch Räume der Selbstinszenierung sowie der Demonstration technischer Errungenschaften und mithin Statussymbole. Ein aktuelles Beispiel, der Umbau und Teilabriss des Stuttgarter Hauptbahnhofes im Rahmen des Projektes Stuttgart 21, zeigt, wie Denkmal und Erneuerungswille aufeinandertreffen, wie Altes durch Neues verändert wird. Denkmale, die im Zeichen von Reisen, Handel und Verkehr stehen, werden zu allen Zeiten den Erfordernissen von Ökonomie und Politik untergeordnet; Bildungs- und Forschungsreisen

waren das Privileg einiger weniger. Mit den technischen, gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen des Industriezeitalters setzt mit dem modernen Tourismus auch eine Demokratisierung der Mobilität ein; im heutigen Informationszeitalter ist der Tourismus ein wichtiger Wirtschaftszweig in Baden-Württemberg.

Die Vielschichtigkeit der diesjährigen Thematik bietet die ideale Möglichkeit, die Denkmalpflege des Landes unter einem neuen Blickwinkel zu präsentieren. Denn mit den Stichworten Reisen, Handel und Verkehr verbindet man nicht unbedingt die klassischen Aufgabenfelder der Denkmalpflege. Nach wie vor ist der wichtigste Auftrag der Institutionen der Landesdenkmalpflege, als Anwalt der Denkmale zu fungieren und diese zu schützen oder in den Fällen, in denen dies nicht möglich ist, vor der endgültigen Zerstörung zu dokumentieren. Ebenso wichtig ist es jedoch, diesen Auftrag der Denkmalpflege zu vermitteln und die Erkenntnisse ihrer Arbeit der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

In einer Zeit, in der Mobilität und Flexibilität das gesellschaftliche Leben bestimmen, können Denkmale integrativ wirken, Ankerpunkte für Identifikation sein. Zugleich sind heute der Erhalt und die Präsentation von Denkmalen bedeutende Faktoren der Standortentwicklung von Kommunen und Landkreisen, etwa beim Ausbau des Fremdenverkehrs. Wie wichtig dieser Beitrag sein kann, zeigen gerade auch die Beispiele aus dem Begleitprogramm der Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals: die Altstadt von Meersburg als Ziel modernen Fremdenverkehrs, das im Rahmen eines modernen Museumskonzeptes präsentierte Humpis-Quartier in Ravensburg, Friedrichshafen und sein Zeppelin Museum im alten Hafenbahnhof – alles schützenswerte Wahrzeichen einer bewegten Vergangenheit, die erhalten und intelligent genutzt Wirtschaftsfaktor sein können. Die am 11. und 12. September gewürdigten Denkmale bieten eine gute Gelegenheit, sich der bewegten Vergangenheit Baden-Württembergs anzunähern und sich ganz im Sinne der Veranstalter mit den Denkmalen als Wegmarken auf eine Zeitreise zu begeben.

Dr. Claus Wolf

*Abteilungsdirektor des Landesamtes
für Denkmalpflege Baden-Württemberg*



Avantgarde gestern und heute Bahnhofsbauten der 1950er Jahre in Baden-Württemberg

Zu ihrer Erbauungszeit galten die soeben errichteten Bahnhöfe in Ulm, Heidelberg, Pforzheim und Heilbronn als Inbegriff der Nachkriegsmoderne und des Fortschritts. Heute stehen sie mit Ausnahme Ulms bereits unter Denkmalschutz. Angesichts des immerwährenden Modernisierungsdrucks der Deutschen Bundesbahn, später Deutschen Bahn AG, versucht die Staatliche Denkmalpflege, diese Bauten für die Zukunft zu bewahren.

Roland Feitenhansl

Ulm – moderner Rückgriff

Für den 1954 fertiggestellten Hauptbahnhof in Ulm kam eine Ausweisung als Kulturdenkmal nicht mehr in Frage. Als einer der ersten größeren Bahnhofsbauten nach dem Zweiten Weltkrieg hat er aufgrund vielfacher Umbauten einen erheblichen Teil seiner bauzeitlichen Substanz verloren. Dennoch stellt er einen wichtigen Zwischenschritt im modernen Bahnhofsbaus der Bundesrepublik dar. Die einstmalige freie Reichsstadt Ulm sah den ersten planmäßigen Zug der „Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahn“ am 29. Juni 1850. Seit der Eröffnung der Strecke nach München 1854 diente er als württembergisch-bayerische Wechselstation. Am 17. Dezember 1944 wurde er bei einem britischen Luftangriff völlig zerstört, und ab 1949 erfolgte der Wiederaufbau an alter Stelle. Verantwortlicher Planer für den Neubau war der spätere Bundesbahndirektor Eugen Eger (1887–

1 Der wiederaufgebaute Ulmer Bahnhof im Einweihungsjahr 1954.



1953), der sich schon 1925 beim Bau von Eisenbahner-Wohnhäusern und Bahnhofsdienstgebäuden einen Namen gemacht hatte. Nach seiner Promotion in Stuttgart zum Dr. Ing. 1932 wurde er von den Nationalsozialisten wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ häufig versetzt und musste unterqualifizierte Tätigkeiten verrichten. Im April 1945 gelang ihm die Rettung der Planunterlagen des Ulmer Bahnhofs, die für den Wiederaufbau bedeutsam wurden.

Am 7. November 1950 konnte nach 18-monatiger Bauzeit der südliche Flügel mit dem Bundesbahnhof als erster Bauabschnitt des neuen Hauptbahnhofs eröffnet werden. 1951 folgte mit dem „Stellwerk Mitte“ das erste Gleisbildstellwerk Württembergs, und 1954 wurde der gesamte Neubau als einer der ersten in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg eingeweiht. Der erste Vorsitzende des Verkehrsvereins Ulm/Neu-Ulm, Carl Ebner, nannte das neue Bahnhofsgebäude Ulms „bisher größtes Eisenbahnglück“ und brachte damit auch die Meinung vieler Ulmer Bürger zum Ausdruck, die den Anblick eines solch modernen Gebäudes offensichtlich nicht gewohnt waren.

Dabei reicht der Entwurf im Grunde bis in die 1930er Jahre zurück. Eine zentrale, schmale Empfangshalle und zwei gleich hohe Seitentrakte unter einem gemeinsamen Dach wurden schon 1933 in Tuttlingen von Karl Hagenmeyer und Franz Bachner sowie 1934 in Düsseldorf verwirklicht. Der gesamte Baukörper war ursprünglich durchgehend dreieinhalbgeschossig angelegt und die Öffnungen im Erdgeschoss fasste ein durchgehender Sturz zusammen.

1972 erfolgte die Aufstockung des Südflügels mit dem Bundesbahnhof. Der Nordflügel wurde im anschließenden Jahr erweitert. Weitere größere Umbauarbeiten folgten 1974 in der Empfangshalle. 1991 wurde das Bundesbahnhofhotel komplett



2 Tuttlingen, 1933
erbaut. „Prototyp“ für
Bahnhöfe der frühen
Nachkriegszeit.



3 Ulm Hbf mit neuem
Intercity-Hotel (links)
und Glasvordach.

abgerissen und nach nur einem Jahr Bauzeit durch das neue Intercity-Hotel ersetzt. Der Haupteingang der Empfangshalle erhielt 1993 sein durchhängendes Glasvordach.

Im Zusammenhang mit dem Projekt „Neu- und Ausbaustrecke Stuttgart – Augsburg“ soll in wenigen Jahren das Bahnhofsgebäude vollständig abgerissen und als moderner „City-Bahnhof“ mit Anbindung an das jenseits der Gleisanlagen gelegene Dichterviertel neu gebaut werden.

Heidelberg – von Grund auf neu

Der Hauptbahnhof in Heidelberg ist der einzige der hier beschriebenen Bahnhöfe, der an völlig neuer Stelle errichtet wurde, und der einzige, der im Denkmalbuch des Regierungspräsidiums Karlsruhe als „Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung“ nach §12 Denkmalschutzgesetz geführt wird.

Bereits im Jahre 1840 wurde in Heidelberg ein Kopfbahnhof für die erste badische Eisenbahnlinie nach Mannheim errichtet. Er lag unmittelbar am Rand der Altstadt und war nach Ausbauten 1846 und 1862 bereits Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Hindernis für die wachsende Stadt geworden. Da ein neuerlicher Bahnhofsausbau unmöglich war, entstanden bereits damals Pläne für einen neuen Bahnhof an einem anderen Standort.

Doch der Erste Weltkrieg vereitelte zunächst alle Pläne. Nur den Güter- und Rangierbahnhof verlegte man bis 1914 an den heutigen Standort. Ende der 1930er Jahre wurde auch das Projekt Personenbahnhof wieder angegangen, doch nun kam der Zweite Weltkrieg dazwischen. Erst danach konnte ein dritter, nun endgültiger Anlauf genommen werden.

Zuständig für den Neubau war Helmuth Conradi (1903–1973), Direktor der Bundesbahndirektion Stuttgart, in deren Zuständigkeit Heidelberg auf-

4 Heidelberg, Empfangsgebäude von 1955 mit abgewinkelter Empfangshalle.



5 Heidelberg, Querbahnsteighalle.

6 Heidelberg, Sgraffito in der Empfangshalle.

grund der Zonenaufteilung vorübergehend fiel. Conradi hatte 1923 bis 1926 bei Paul Schmitthenner und Paul Bonatz Architektur studiert. Gerade Schmitthenner mit seiner neoklassizistischen, monumentalen Architekturauffassung der „Stuttgarter Schule“ sollte Conradi nachhaltig beeinflussen. Seit 1948 war er Dezernent für Hochbau beim Wiederaufbau des Hauptbahnhofs Stuttgart, in Abstimmung mit dem einstigen Erbauer Bonatz. Noch während der Entstehung des Heidelberger Bahnhofs baute er die für seine Verhältnisse modernen Wohnhochhäuser der Eisenbahnsiedlungsgesellschaft in Stuttgart (1954–1956). Beim

Heidelberger Bahnhof kam es vermutlich aufgrund der wechselnden Zugehörigkeit zu verschiedenen Bundesbahndirektionen zur Mitarbeit des Karlsruher Hochbaudezernenten Heinz Dutschmann – eine ansonsten bei der Bundesbahn unübliche direktionsübergreifende Zusammenarbeit.

Am 5. Mai 1955 erfolgte die Einweihung durch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss, der 1943 bis 1945 selbst in Heidelberg gelebt hatte. Durch die neue Lage an der städtischen Peripherie musste die Bahnstation eine städtebaulich noch unstrukturierte Umgebung formen und gleichzeitig den Bahnhof mit der Stadt verbinden. Dies gelang durch die Abwinkelung und Ausrichtung der Empfangshalle auf die Kurfürstenanlage als neu geschaffene Verbindung zur Stadt. Neben dieser städtebaulichen Leistung war auch die Architektur des Empfangsgebäudes, das alle wichtigen Betriebsfunktionen vereinigte, ausgesprochen hochwertig.

So erhielten die vollverglaste Querbahnsteighalle über den tiefer liegenden Gleisen und die Bahnsteigüberdachungen des neuen Durchgangsbahnhofs geschwungene Dächer aus Schalenbeton, die eine überaus elegante Wirkung erzielten. Auch die großflächig verglaste Empfangshalle entsprach den Idealen der Architektur der 1950er Jahre von Transparenz, Leichtigkeit und Weiträumigkeit. Doch im Gegensatz zu dieser Modernität stand die vertikale Gliederung der Empfangshallenfassade mit vergleichsweise kräftigen, klassizistisch wirkenden Dachstützen aus Beton. Solche Vertikalelemente basieren letztlich auf einem so genannten „Reduktionsklassizismus“ der Jahre vor 1914, der klassische Formen noch einmal vergrößernd vereinfachte.

Die große Empfangshalle wird noch heute von einem Sgraffito über dem Durchgang zur Bahnsteighalle von Karl Joseph Huber zum Thema Bewegung beherrscht („Helios mit dem Sonnenwagen“). Damals, bei der Einweihung, wurde die lichtdurchflutete Halle als „Glaskasten der Unnahbarkeit“ bekrittelt. Dieser Eindruck könnte auch



auf die ursprüngliche Leere der beiden großen Hallen bezogen gewesen sein, welche Conradi freilich bewusst als zeittypisches Gestaltungsmittel eingesetzt hatte.

Der dreigeschossige Gaststätten- und Verwaltungstrakt griff in seiner Fassadengliederung die Seitenflügel der Bahnhofsbauten in Tuttlingen (1933) und Ulm (1954) auf. Damit ist neben der genannten Stützenstellung an der Empfangshalle ein weiteres, eher konservatives Architekturelement enthalten.

Ein wichtiger betrieblicher Bestandteil des Bahnhofs ist das damals hochmoderne Gleisbildstellwerk am bahnseitigen Gebäudetrakt. Es ist unverändert erhalten geblieben, obwohl es 2006, als die Betriebszentrale Südwest der Deutschen Bahn AG von Karlsruhe aus die Steuerung von Weichen und Signalen übernahm, seine ursprüngliche Funktion komplett verlor.

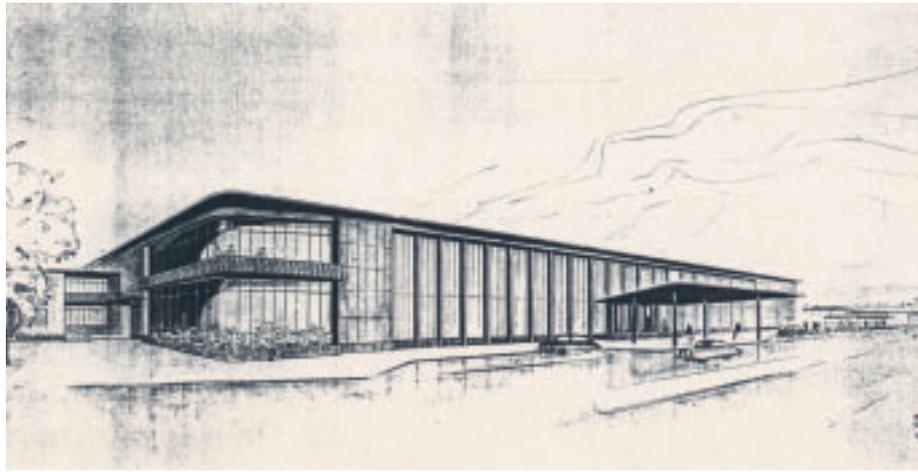
So verheißungsvoll der städtebauliche Auftakt mit der Anbindung an die Altstadt war, so ernüchternd war die tatsächliche Entwicklung. Anstatt der erhofften Geschäfte, Cafés und Restaurants siedelten sich vor allem Banken, Verwaltungen und Großmärkte an der bis zu 70 m breiten Kurfürstenanlage an, welche durch das hohe Verkehrsaufkommen für Fußgänger unattraktiv und aufgrund der mittig verlegten Straßenbahntrasse auch noch in zwei Hälften geteilt wurde.

Der südlich des Personenbahnhofs gelegene Rangierbahnhof aus dem Jahr 1914 wurde 1997 zugunsten des Mannheimer Rangierbahnhofs stillgelegt. Als Verbindung zu dem dort neu geplanten Stadtteil „Bahnstadt“ wird die Bahnsteigbrücke verlängert werden und der Hauptbahnhof damit einen zweiten Zugang bekommen. Diese Maßnahme wird wohl nicht ohne Substanzverlust an der Stirnseite der Brücke auskommen.

Pforzheim – Schmuckstück der Goldstadt

Der Bahnhof Pforzheim an der badisch-württembergischen Strecke von Durlach nach Mühlacker wurde am 3. Juli 1861 durch die Badische Staatsbahn eröffnet. Aber erst zwei Jahre später konnte mit der Eröffnung des letzten Streckenabschnitts bis ins württembergische Mühlacker die ganze Strecke befahren werden. Nach dem Übergang der badischen und der württembergischen Staatsbahn auf die Deutsche Reichsbahn 1920 gehörte auch die Region Pforzheim zur Reichsbahndirektion Stuttgart.

Bei dem verheerenden Luftangriff auf Pforzheim am 23. Februar 1945 wurde auch der Bahnhof zerstört. Sobald es die Verhältnisse in der schwer zerstörten Stadt wieder zuließen, konnte an einen Neubau des Bahnhofs gedacht werden. Die ersten Pläne stammten von Bundesbahndirektor Emil



Schuh aus dem Jahr 1954. Schuh war seit 1934 Architekt bei der Deutschen Reichsbahn. 1952 wurde er Nachfolger des Hochbaudezernenten Eugen Eger in der Bundesbahndirektion Stuttgart. Sein nicht verwirklichter Plan für Pforzheim sah keine schmale, eingezwängte Halle mehr vor wie in Ulm, sondern eine zweigeschossige Breitenhalle als bestimmenden Baukörper mit fast durchgehender Glasfront, die parallel zur Gleisachse verlief. Diese Halle sollte von einer langen Reihe kräftiger, gebäudehoher Betonstützen unterteilt werden. Damit lag wie in Heidelberg noch ein Element traditioneller Gestaltungsweise in der Art

7 Pforzheim, Entwurf Emil Schuh mit abgerundeten Kanten und moderner Breitenhalle, 1954 (nicht ausgeführt).

8 Pforzheim, Außenansicht.

9 Pforzheim, heutige Beleuchtungssituation mit Deckenstrahlern, indirekter Beleuchtung und Schriftband.



eines reduzierten Klassizismus vor. Sie stand im Kontrast zur abgerundeten, verglasten Ecke des Restaurants mit horizontaler Akzentuierung durch den Balkon. Ein trapezförmiges, an den Ecken abgerundetes Flugdach am Haupteingang auf vier dünnen Stützen schien hier gleichsam zu schweben.

Das 1958 ausgeführte Empfangsgebäude in Pforzheim ist diesem Vorentwurf verpflichtet. Verantwortlich war Helmuth Conradi, der schon in Heidelberg sein Können demonstriert hatte. Es lebt von der Spannung zwischen der jetzt durchgehenden Glasfläche der Empfangshalle und den ungliederten Mauerflächen, die gänzlich ohne Sockel aus dem Boden emporragen und ebenfalls Ausdruck einer konservativen, monumentalen Architekturauffassung sind. Den Restaurantbereich auf der Westseite zog Conradi ebenso wie den östlichen Flügel mit der Buswarte im Gegensatz zum Vorentwurf deutlich hinter die Flucht der Hallenfassade zurück, wie es auch bei anderen Bahnhöfen in jener Zeit üblich wurde.

Zu der allgemeinen Modernität als Symbol für den Wiederaufbau passte die damals sehr zeitgemäße Optik mit goldeloxiertem Aluminium für Tür- und Fensterprofile gerade zum Bahnhof dieser Stadt, die durch ihre Schmuck- und Uhrenindustrie als „Goldstadt“ international bekannt geworden war. Ebenso eindrucksvoll wie die Fassade geriet das Innere der Empfangshalle mit den bei Nacht hinterleuchteten Deckenstreifen, die sich an der Längswand nach unten fortsetzen, dem durchgehenden Beschriftungsband und dem abstrahierenden Kunstwerk „Goldstadt an der Schwarzwaldpforte“ von Josef Karl Huber über dem Durchgang zu den Zügen. Neben all diesen Faktoren trugen auch die verschiedenen hochwertigen Natursteinmaterialien (dunkler „Belgisch Granit“, Muschelkalk, Jura), das elegante Flugdach, die Bahnsteigdächer

10 Heilbronn, Außenansicht unmittelbar nach der Fertigstellung, 1958. An den ersten, dreigeschossigen Bauabschnitt schließt sich die moderne Breitenhalle an.



und die Vorplatzpflasterung 1989 zur Einstufung als Kulturdenkmal bei.

Seitdem konnte bei den anstehenden größeren Umbauten das ursprüngliche Erscheinungsbild im Wesentlichen erhalten werden. Für neue Wandoberflächen und Tür- und Fensterrahmen wurde zum Teil Material verwendet, das an anderer Stelle ausgebaut wurde. Dadurch sind jedoch Geschichtsspuren und Veränderungen nur schwer ablesbar. Die lichtdurchflutete Halle wird bei zu starker Sonneneinstrahlung mittlerweile durch Aluminiumjalousien geschützt. Bei Nacht ersetzen wartungsfreundliche Deckenstrahler teilweise die frühere, indirekte Hallenbeleuchtung der Deckenstreifen, während das Beschriftungsband weiterhin mit den eleganten optischen Mitteln von 1958 den Reisenden den Weg weist.

Heilbronn – dreifach geplant

Der erste Bahnhof von 1848 wurde 1874 durch einen erheblich größeren Neubau an anderer Stelle ersetzt, der im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Hier steht heute der wiederaufgebaute Bahnhof von 1958.

Dessen Anfang machte 1950 ein dreigeschossiger Bürotrakt am östlichen Ende des zukünftigen Bahnhofs. In der westlichen Verlängerung plante die Eisenbahndirektion Stuttgart 1950 ein dreigeschossiges, symmetrisches Empfangsgebäude mit viergeschossigem Bahnhofshotel als abschließendem Querflügel. Für die Planung war Eugen Eger zuständig, der gleichzeitig den Neubau des Ulmer Bahnhofs durchführte. Entsprechend ähnelten sich die Entwürfe mit jeweils einer schmalen Tiefenhalle und zwei gleich hohen Seitentrakten unter einem gemeinsamen Dach. Allerdings wurde in Ulm das Hotel in einem Flügel des Empfangsgebäudes untergebracht, während hierfür in Heilbronn ein eigener Baukörper vorgesehen war.

Der Plan verschwand jedoch aus Kostengründen in der Schublade. 1955 veröffentlichte die Presse einen Entwurf des neuen Dezernenten Emil Schuh, der zur Verwirklichung bestimmt wurde und auch im Wesentlichen dem später ausgeführten Bau entsprach. Wie nicht anders zu erwarten, ähnelte dieser Entwurf in vielen Zügen seiner eigenen, zeitgleichen Planung für Pforzheim. Durch einen abermaligen Personalwechsel übernahm bereits im Jahr darauf Hellmut Kasel die Planung. Schließlich genehmigte die Hauptverwaltung der Bundesbahn in Frankfurt am 5. Mai 1956 die von Kasel nur wenig geänderten Entwürfe, womit er als offizieller Schöpfer des neuen Heilbronner Bahnhofs gilt. Der gebürtige Sachse Hellmut Edgar Kasel (1906–1986) kam nach seiner Verbeamtung in Augsburg nach dem Zweiten Weltkrieg über Regensburg (1950) nach Württemberg, wo er am Neubau des

Ulmer Bahnhofs unter Eugen Eger beteiligt war. Im Januar 1956 folgte er Emil Schuh in der Bundesbahndirektion Stuttgart, wo er in engen Kontakt zu Helmuth Conradi kam, den Erbauer der Bahnhöfe in Heidelberg und Pforzheim. Es bestanden somit günstige Voraussetzungen zur gegenseitigen Inspiration.

Die verschiedenen Entwürfe für den Heilbronner Bahnhof dokumentieren beispielhaft einen entscheidenden Wandel der wesentlichen Entwurfsprinzipien für Bundesbahn-Empfangsgebäude dieser Größenordnung, der durch die lange Planungsphase zu erklären ist. So entstand wie schon in Pforzheim ein moderner, zweigeschossiger Baukörper mit quer angeordneter Empfangshalle, die aus der Flucht des Gesamtbaus vorsprang (Breitenhalle). Aus dem bis dahin zusammengefassten Mitteltrakt mit Empfangshalle und Seitenflügeln wurden klar voneinander unterschiedene Bauteile. Allerdings wurde diese Staffelung auf der linken Seite mit dem Restaurant gleich wieder relativiert durch den in einer Flucht durchlaufenden Stahlbetonrahmen. Der früher fertiggestellte dreigeschossige Bürotrakt ist hingegen ein Relikt für das nun überwundene Entwurfsprinzip. In Göppingen wiederholte Kasel 1964 die vorstehende Querhalle, dagegen erhielten dort alle Bauteile eine einheitliche Höhe von zwei Stockwerken.

Die Eröffnung des Heilbronner Empfangsgebäudes erfolgte am 12. Juni 1958. Besonderer Blickfang im Innern war die große Wandplastik aus Schmiedeeisen mit Silikatfarbe von Peter Jakob Schober. „Reisen mit der Bahn – Heilbronn und die Welt“ ist wie der „Helios“-Wagen in Heidelberg ein typisches Werk der 1950er Jahre zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion, bei dem die Themen „Bundesbahn“ (Signale), „Heilbronn“ (Kilianskirche, Weintrauben, Hafen) und „Welt“ (Sonne, Gitarre) noch direkt ablesbar sind.



Ab Mitte der 1970er Jahre begann eine Reihe von Baumaßnahmen, die das ursprüngliche Erscheinungsbild nach und nach veränderten, darunter der Neubau des Reisezentrums mit dem Fahrkartenverkauf in der bisherigen Gepäckannahme und der Neubau des Kiosks in den ehemaligen Schalteräumen. Im Außenbereich wurde 2001 die geschwungene Terrasse vor dem Restaurant entfernt, um Platz für die neue, über den Bahnhofsvorplatz geführte Stadtbahn aus Karlsruhe und ihr hohes Haltestellendach zu schaffen.

Dennoch konnten die Belange des Denkmalschutzes so weit als möglich berücksichtigt werden, und der aufmerksame Betrachter kann dieses „bis ins Detail original überlieferte, qualitätvolle und in dieser Art inzwischen äußerst selten gewordene Dokument großstädtischer Bahnhofarchitektur der 1950er Jahre“, wie es im Begründungstext zur Denkmaleigenschaft heißt, studieren.

Fazit

Die Beispiele Ulm, Heidelberg, Pforzheim und Heilbronn zeigen die Problematik der im Sinne der Denkmalpflege möglichst authentischen Erhaltung von größeren Verkehrsbauten, die sich ständig wandelnden Anforderungen gegenübersehen. Dies gilt insbesondere für jüngere Bauten, die nicht auf Anhieb im Fokus der Denkmalpflege standen. Die Bereitschaft zur größtmöglichen Substanzerhaltung ist mittlerweile überall feststellbar. Allerdings sollte eine Translozierung von Bauteilen innerhalb des Gebäudes wie in Pforzheim die Ausnahme bleiben. Der stark veränderte Bahnhof in Ulm ist zwar kein Kulturdenkmal, er nimmt aber in der Entwicklung dieser Bauaufgabe in Baden-Württemberg eine wichtige Stellung ein und kann wie die anderen Beispiele nur im entsprechenden Kontext richtig gewürdigt werden, zumal es auch direkte persönliche Verbindungen der Entwerfer gab.

Literatur

- Martin Schack: Neue Bahnhöfe. Empfangsgebäude der Deutschen Bundesbahn 1948 bis 1973, Berlin 2004.
- Roland Feitenhansl: Der Bahnhof Heilbronn – seine Empfangsgebäude von 1848, 1874 und 1958, Hövelhof 2003. (= Diss. Karlsruhe 2002).
- Jan Gympel: Schrittmacher des Fortschritts – Opfer des Fortschritts? Bauten und Anlagen des Verkehrs, Bonn 1999. (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 60).

Dr. Roland Feitenhansl
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

Glossar

Gleisbildstellwerk

Synonym für elektronische Stellwerke. Die Bedienelemente finden sich hier „bildhaft“ auf einem Stelltisch, einer Stelltafel oder auch auf Monitoren, die alle das Gleisbild schematisch darstellen.

Sgraffito oder Scraffito

(Kratz-)Putzmethode, die zu den Stucktechniken zählt und in der Renaissance ihren Ursprung hat. Dabei werden Putzschichten übereinandergeworfen und in den noch frischen Putz Muster geschnitten, geritzt oder eben gekratzt. Eine Technik, die sich auch ideal zur Herausarbeitung großer Reliefs in repräsentativen Hallen eignet.

Flugdach

Schwerelos wirkendes Vordach an Gebäudeeingängen, das in die Lüfte abzuheben scheint. Erkennungsmerkmal vieler Verwaltungsbau- und Bahnhofsgebäude der 1950er Jahre.

Goldeloxierung

Das Eloxal-Verfahren ist eine chemische Methode der Oberflächenbehandlung von Metallen. Die edelsten Produkte dabei: goldeloxierte Bleche.

11 Heilbronn, Blick durch die Empfangshalle, an der gegenüberliegenden Stirnseite das Kunstwerk von Schober.



Als die ersten Räder rollten ... Räder der Jungsteinzeit aus dem Olzreuter Ried bei Bad Schussenried

Das Rad, zweifellos eine der folgenreichsten Erfindungen der Menschheit, hat seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. die Entwicklung der Verkehrsmittel in zunehmendem Maße geprägt. Zuvor waren Lasten zu Fuß und auf dem Wasserweg transportiert worden, in gewissem Umfang hatte man auch Tiere vor Schlitten und Schleifen gespannt. Mit Rad und Wagen war es in der späten Jungsteinzeit erstmals möglich, landwirtschaftliche Güter, Baumaterialien und Personen mit relativ geringem Energieeinsatz über Land zu befördern. Die Erfindung war zunächst für den lokalen Transport zwischen den Siedlungen und ihren Wirtschaftsflächen von Bedeutung. Mit der technischen Weiterentwicklung der Fahrzeuge und der Abrichtung von Pferden ab der Bronzezeit wurde der Wagen dann zunehmend auch zum Fernverkehrsmittel. Funde aus den Mooren Baden-Württembergs geben neue Einblicke in die Anfänge des rollenden Verkehrs.

Helmut Schlichtherle

Entdeckungen im Moor

Als in den 1940/50er Jahren östlich von Bad Schussenried jungsteinzeitliche Keramikfunde gemacht wurden, die beim Torfstich im Olzreuter Ried zum Vorschein kamen, war die Bedeutung des Fundplatzes noch kaum abzuschätzen. Seitdem überdeckte eine Aufforstung mit Fichten die aufgelassenen Torfabbauflächen. Ab 2002 begannen die Bäume in Windwürfen umzustürzen und rissen mit ihren Wurzeltellern große Platten aus der Mooroberfläche (Abb. 1). Damit kam auch die

Fundsicht wieder an die Oberfläche. Mit ersten Vermessungen, Bohrungen und der Entnahme von Proben für naturwissenschaftliche Untersuchungen begann das Fachgebiet Feuchtbodenarchäologie des Landesamtes für Denkmalpflege 2004/05, die Situation genauer zu erkunden. Es wurde deutlich, dass hier ein in den tieferen Bereichen noch hervorragend erhaltenes Dorf der Jungsteinzeit im Moor lag und auch im Umfeld mit weiteren Fundstellen zu rechnen war. Im Sommer 2009 wurden die Bohrungen fortgesetzt und kleinere Sondierschnitte angelegt, in denen die Siedlungsbefunde auf einigen Quadratmetern genauer erkundet werden konnten.

Das Olzreuter Ried liegt in einem lang gezogenen, heute völlig verlandeten Seebecken, das sich in einer eiszeitlichen Schmelzwasserrinne zwischen zwei Endmoränenzügen gebildet hatte und bis weit in die Warmzeit hinein noch eine offene Wasserfläche besaß. Die Rinne ist mit Beckenton sowie mit kalkhaltigen Seeablagerungen, so genannten Mudden und Seekreiden, ausgekleidet. Auf diesen Seesedimenten breitete sich im Zuge der Verlandung ein Niedermoor aus, auf dem sich schließlich ein mächtiges Hochmoor entwickelte, das für die neuzeitlichen Torfstecher besonders ergiebig und attraktiv war. In einigen Torfstichruinen sind Reste des Hochmoores bis heute erhalten. Die neuen Untersuchungen ergaben knapp unter der heutigen Oberfläche eine 20 bis 80 cm dicke Kulturschicht, die von einem fundführenden, stark mit

1 Der moorige Grund bietet den Fichten im Olzreuter Ried nur ungenügend Halt. Baumwürfe legten ab 2002 die jungsteinzeitlichen Fundschichten frei. Heute sind die Bäume im Siedlungsareal bereits vorsorglich abgeholzt.



Hölzern angereicherten Spülsaum umgeben ist. Dieses Siedlungsareal ist etwa 3000 m² groß. Die Befunde des jungsteinzeitlichen Dorfes liegen unmittelbar in und auf den Seeablagerungen. Die Häuser könnten zunächst als Pfahlbauten vom Grund abgeständert errichtet worden sein, doch ist dies vorläufig nur eine Arbeitshypothese. Sicher ist, dass durch die Akkumulation organischer Siedlungsabfälle der Siedlungsgrund dann zunehmend begehbar wurde, sodass auf dem dicken Kulturschichtpaket schließlich auch Häuser mit ebenerdigen Holzfußböden gebaut werden konnten. Zahlreiche Pfähle aber auch horizontale Rundholz- und Bretterlagen, vor allem mächtige, mehrfach durch Lehmestrich erneuerte Feuerstellen, belegen eine rege Siedlungsaktivität (Abb. 2). Das Fundmaterial umfasst grob- und feinkeramische Gefäße der „Goldberg III-Gruppe“, einer regionalen Kulturgruppe des Endneolithikums, die in Württemberg und Oberschwaben um 3000 v. Chr. verbreitet war. Es fanden sich charakteristische Knickwandgefäße und durch Schnurabrolung strukturierte Keramikoberflächen. Auch die Funde aus Silex, Felsgestein, Knochen und Hirschgeweih, insbesondere Hirschgeweih-Zapfenfasungen, fügen sich gut in das endneolithische Fundspektrum ein. Mehrere Holzgeräte verdeutlichen die exzellente Erhaltung des organischen Materials.

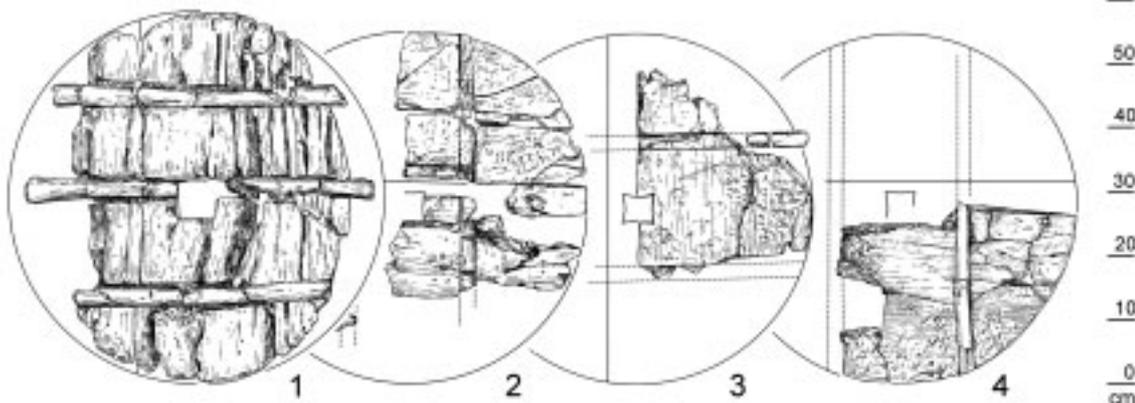
Vier große Scheibenräder

Vor allem aber sind Teile von vier großen Scheibenrädern, das Fragment einer Wagenachse und ein kleines Modellrad gefunden worden, die von der außerordentlichen wissenschaftlichen Bedeutung der Fundstelle zeugen. Im Einzelnen handelt es sich um ein großes, schweres Scheibenrad von 58 cm Durchmesser, dessen Segmente mit drei Einschubleisten zusammengefügt sind (Abb. 3; 4,1). Außerdem gibt es Bruchstücke von drei weiteren, zierlicher gebauten und mit jeweils zwei Einschubleisten versehenen Rädern mit einem Durchmesser von circa 54 bis 56 cm (Abb. 4,2–4). Wie bei allen entsprechenden Radfunden des nördlichen Alpenvorlandes sind die



2 Sondiergrabung 2009 im Olzreuter Ried. Im Profil ein hölzerner Hausfußboden mit angeschnittener Feuerstelle. Im Vordergrund die Bretterlage, auf der die Räder gefunden wurden.

3 Olzreuter Ried. Freilegung von Rad 1. Dieses hatte durch die Austrocknung des Moores bereits gelitten.



4 Die Radscheiben 1–4 aus dem Olzreuter Ried und ihre rekonstruierten Durchmesser.



5 Olzreuter Ried. Rad 4 in originaler Fundlage.

6 Olzreuter Ried. Detail von Rad 3 mit sorgsam ausgestemmter Nut und der besonderen Form des Achsloches.

7 Olzreuter Ried. Fragment einer Wagenachse mit Spuren der Rotationsbewegung.

8 Felszeichnung eines jungsteinzeitlichen Wagens vom Monte Bego in den Ligurischen Alpen.

Radscheiben aus Ahorn, die schwalbenschwanzförmigen Einschubleisten aus Esche gefertigt. Das große Rad war bei der Auffindung durch Austrocknung des Moores bereits stark geschwunden. Die Einschubleisten stehen deshalb weit aus der oval geschwumpften Radscheibe hervor, das rechteckige Achsloch ist indessen noch gut sichtbar. Die besser erhaltenen, feineren Räder zeigen technische Besonderheiten: Ihre Oberflächen sind durch sorgfältiges Wenden im Feuer schwarz geschmachtet (Abb. 5), ihre Laufflächen sind schmal, auf etwa 1 cm Breite herabgearbeitet und die rechteckigen Achslöcher zeigen durch konvex ausbiegende Wandungen eine spezielle Form (Abb. 6). Die Härtung und Imprägnierung im Feuer ist vereinzelt bereits bei anderen Radfunden dieses Typs, vor allem bei einem Fund aus Stare Gmajne im Laibacher Moor in Slowenien beobachtet worden, der als Prototyp gelten kann. Die schmalen Laufflächen und vergleichsweise schwache Nutzungsspuren sprechen im Gegensatz zu Rad 1 gegen schwere Arbeitseinsätze der Räder 2 bis 4. Die besondere Formung des Achsloches stellt eine technische Optimierung dar, da sich der Drehimpuls hiermit gleichmäßiger auf die Flanken des Achsloches übertrug. Diese Form des optimierten Achsloches konnte bisher noch nie beobachtet werden,

und es wird damit klar, dass wir es nicht nur mit der Übernahme eines bereits ausgereiften Radtyps zu tun haben, sondern dass hier in Oberschwaben an der Erfindung weiter „getüftelt“ wurde.

Kulturhistorische Einordnung

Die im Olzreuter Ried gefundenen Räder mit rechteckigem Achsloch und Einschubleisten gehören aufgrund ihrer technischen Eigenheiten zu einem um die Alpen verbreiteten Typ jungsteinzeitlicher Fahrzeuge. Die Räder saßen fest auf einer unter dem Wagenkörper rotierenden Achse. Das gefundene Achsfragment (Abb. 7) zeigt deutliche Abriebspuren der Rotationsbewegung. Vermutlich handelte es sich um zweirädrige Dreieckswagen (Abb. 9). Wie Felsbilder in den Alpen zeigen, wurden solche Wagen von Rindern gezogen (Abb. 8). Bislang fand man in den Seen und Mooren um die Alpen 20 steinzeitliche Räder dieses Typs, wenn auch meist nur in Fragmenten. Die Mehrzahl dieser Radfunde gehört in den Zusammenhang der Schnurkeramischen Kultur und datiert zwischen 2800 und 2400 v. Chr. Nur wenige Funde sind eindeutig älter. Hierzu gehören das bereits genannte Rad aus dem Laibacher Moor (um 3300–3100 v. Chr.), ein Rad von Zürich AKAD (vor 3000 v. Chr.) und die Radfunde, die 1989 bis 1992 im Federseemoor ausgegraben wurden. Auch die Federseefunde sind in Zusammenhängen der Goldberg III-Gruppe geborgen worden, für die von Nils Bleicher – in Kombination von Radiokarbonaten mit dendrochronologischen Untersuchungen – neue Datierungsvorschläge vorliegen, die in den Zeitraum 2900 bis 2800 v. Chr. fallen. Bis dahin wurde eines



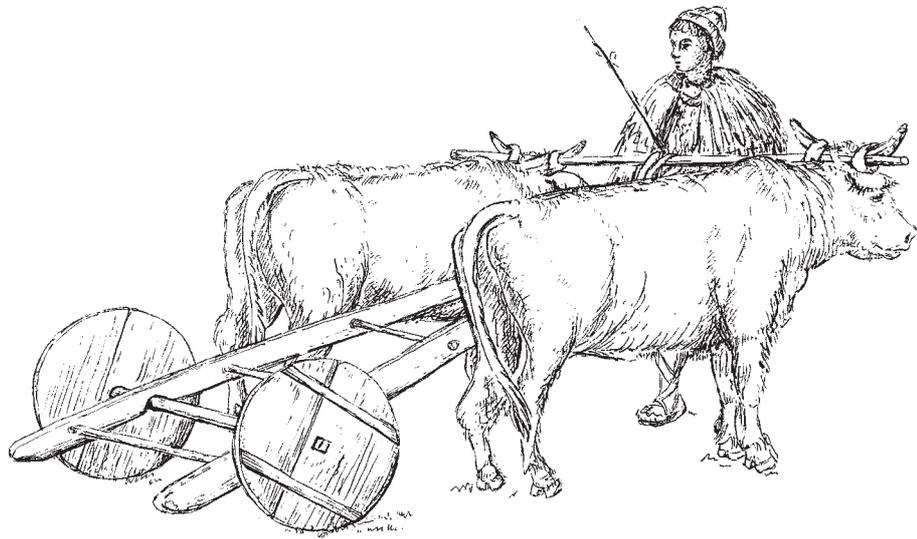
der Federseeräder aufgrund von typologischen Argumenten und ¹⁴C-Datierungen auf 3000 bis 2900 v. Chr. datiert. Hier hat sich der Datierungsansatz also etwas zum Jüngeren verschoben. Die neuen Radfunde im Olzreuter Ried kommen aus einem Kulturschichtbereich, für den nun im Dendrochronologischen Labor Hemmenhofen Waldkantendatierungen auf 2900 bis 2897 v. Chr. erarbeitet werden konnten. Die Untersuchungen wurden von André Billamboz an vielringigen Buchenbrettern durchgeführt. Damit sind die Räder eindeutig älter als der schnurkeramische Horizont im Alpenvorland. Die Neufunde gehören also in die kleine Gruppe von sehr frühen Radfunden.

Die ältesten Räder

Die Erfindung des Rades wurde lange im Bereich der frühen Hochkulturen, insbesondere in der Periode von Uruk (Mesopotamien) vermutet, wo frühe Schrifttafeln (Uruk IV, um 3500–3350 v. Chr.) bereits vierrädrige Wagen zeigen. Älteste substantielle Radfunde vom Tell Hariri (Mesopotamien) sind dort allerdings erst um 2850 v. Chr. zu datieren. Diese Räder haben eine nabenartige Verdickung und ein rundes Achsloch, wie dies auch alle anderen Radfunde und Rad- beziehungsweise Wagenmodelle des nord-, ost- und südosteuropäischen Bereiches aus der zweiten Hälfte des 4. und dem Verlauf des 3. Jahrtausends v. Chr. zeigen. Erste Modellräder an Tiergefäßen lassen sich im europäischen Schwarzmeergebiet indessen bereits in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. nachweisen. Die Erfindung könnte also dort stattgefunden haben, doch fehlen aus diesem Raum bislang substantielle Radfunde dieser Zeit. In Gräbern der späteren Maikop-Kultur sind dann im nördlichen Schwarzmeergebiet tatsächlich Räder aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. erhalten. Die frühen Räder der Alpenländer sind, wie oben dargelegt, konstruktiv grundsätzlich verschieden. In der aktuellen Forschungsdiskussion werden somit unterschiedliche Thesen kontrovers vertreten:

1. Die Erfindung ereignete sich im Vorderen Orient und diffundierte bis nach Europa;
2. Die Erfindung ereignete sich im Schwarzmeergebiet und verbreitete sich sowohl in den Vorderen Orient wie auch nach Mittel- und Nordeuropa;
3. Die Erfindung des Rades ereignete sich unabhängig an mehreren Orten, sowohl im Schwarzmeergebiet und im Vorderen Orient als auch in weiteren europäischen Regionen, insbesondere im Donauraum und im Alpenvorland.

Vor allem die Räder des Alpenvorlandes sprechen für eine technische Eigenentwicklung. Jeder neue Radfund, vor allem wenn er aus der Zeit vor den



„Becherkulturen“ stammt, in welchen die Kenntnis des Wagens in Europa eine weite Verbreitung fand, ist somit noch immer von hohem wissenschaftlichem Interesse.

9 *Rekonstruktion eines einachsigen Wagens mit rotierender Achse.*

Ein kleines Modellrad

Das kleine Modellrad vom Olzreuter Ried ist in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung (Abb. 10). Es hat einen Durchmesser von nur 6,8 cm, wurde wie die großen Räder aus Ahornholz gemacht, hat aber ein rundes Achsloch. Bis zur Glanzpolitur reichender, konzentrischer Abrieb im Achsloch (Abb. 11) und Nutzungsspuren entlang der Lauffläche zeigen auch hier, dass es sich um eine als Rad benutzte kleine Scheibe handelt. Vergleichbare Modellräder gibt es aus Ton, Stein und Metall in verschiedenen Kulturen der alten Welt. Sie gehörten zu modellhaften Miniatur-

10 *Das kleine Modellrad aus dem Olzreuter Ried.*

11 *Die Glanzpolitur im Achsloch des kleinen Modellrades geht auf die Bewegung auf einer festen Achse zurück.*



Glossar

Beckenton

Schicht aus der jüngeren Eiszeit. Am Grunde von Eisstauseen abgelagerte Silte und Tone.

Niedermoor

oder auch Flachmoor. Entsteht durch Verlandung von Gewässern in feuchten Senken oder im Bereich von Quellen. Gespeist von Grundwasser und Niederschlagswasser, ist es ausgesprochen nährstoffreich.

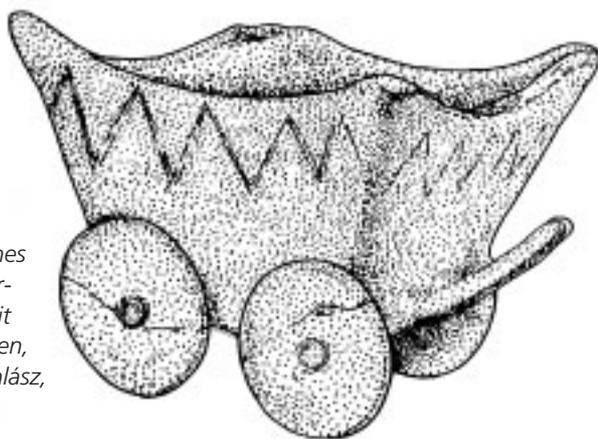
Hochmoor

Gleicht einem vollgesogenen Schwamm, besteht zu 90 Prozent aus Niederschlagswasser, ist wesentlich feuchter als das Niedermoor und auch viel nährstoffärmer.

wagen, die – wie mehrfach im Kontext nachweisbar – zu zeremoniellen Zwecken dienten, aber teilweise auch einfach als Kinderspielzeug in Verwendung gewesen sein könnten. Hier haben wir also ein kleines Modellrad aus Holz, das den tönernen Modellen technisch entspricht, denn die Wagenmodelle zeigen feststehende Achsen und rotierende Scheibenräder mit rundem Achsloch. Wie solche vierrädrigen Wagen aussahen, verdeutlichen vor allem Tonmodelle der um die mittlere Donau verbreiteten „Badener Kultur“, die im Zeitraum zwischen circa 3500 bis 2900 v. Chr. in Österreich und Ungarn in Gräber und Siedlungsgruben gelangten (Abb. 12). Im Olzreuter Ried sind also an ein und demselben Fundort zum ersten Mal beide Prinzipien des Wagenbaus – rotierende Achsen und feststehende Achsen – zugleich nachgewiesen. Somit waren den endneolithischen Siedlern des südwestdeutschen Alpenvorlandes um 2900 v. Chr. bereits beide Wagentypen bekannt.

Denkmalpflege im Moor

Ohne Zweifel gehört die Fundstätte im Olzreuter Ried zu den bedeutendsten Feuchtbodenfundplätzen des Landes. Große Teile des mehrphasigen jungsteinzeitlichen Dorfes und zigtausend feucht konservierte Hölzer, dabei vermutlich weitere Räder und Wagenteile, liegen noch immer unangestastet im Moor. Wie die Untersuchungen zeigten, führen die seit der Torfausbeutung bestehenden Entwässerungsgräben jedoch zu einer fortlaufenden Entwässerung des Geländes, die in trockenen Sommermonaten auch die Fundschichten erreicht. Die Gefahr der Freilegung großer Siedlungsoberflächen durch umstürzende Bäume und der erhöhte Wasserentzug durch die „Pumpwirkung“ des Fichtenforstes sind inzwischen gebannt. Das Forstamt des Landratsamtes Biberach hat hier dankenswerterweise sehr schnell auf die Belange der Denkmalpflege reagiert und die Baumbestände im Siedlungsareal abgeerntet. Um hier zu einer dauerhaften Lösung zu kommen, müssen die Moorwasserpegel jedoch wieder angehoben werden, und



12 Jungsteinzeitliches Tonmodell eines vierrädrigen Wagens mit feststehenden Achsen, gefunden in Budakalász, Ungarn.

es bedarf eines Pflegekonzeptes für das Feuchtgebiet. Es ist deshalb im Verbund mit dem Forstamt und dem Naturschutz vorgesehen, Pläne für eine Renaturierung des Olzreuter Riedes auszuarbeiten. Ein Großteil der Flächen befindet sich im Landeseigentum, für die Umsetzung wird es jedoch erforderlich sein, auch privates Grundeigentum zu erwerben. Nur so kann es gelingen, ein für die frühe Siedlungs-, Verkehrs- und Technikgeschichte des Landes bedeutsames archäologisches Monument für künftige Generationen zu erhalten und gleichzeitig ein abgewirtschaftetes Feuchtgebiet wieder in ein lebendiges Moor zu verwandeln.

Literatur

Pierre Pétrequin/Rose-Marie Arbogast/Anne-Marie Pétrequin/Samuel van Willigen/Maxence Bailly (Hrsg.): *Permiers chariots, premiers araires. La diffusion de la traction animale en Europe pendant les IVe et IIIe millénaires avant notre ère.* CNRS Editions, Paris 2006.
Mamoun Fansa/Stefan Burmeister (Hrsg.): *Rad und Wagen. Der Ursprung einer Innovation. Wagen im Vorderen Orient und Europa, Beih. Arch. Mitt. Nordwestdeutschl.* 40, Mainz 2004.

Joachim Köninger/Martin Mainberger/Helmut Schlichtherle/Markus Vosteen (Hrsg.): *Schleife, Schlitten, Rad und Wagen. Zur Frage früher Transportmittel nördlich der Alpen.* Hemmenhofener Skripte 3, Freiburg i.Br. 2002.

Martin Furholt: *Die nördlichen Badener Keramikstile im Kontext des mitteleuropäischen Spätneolithikums (3650–2900 v. Chr.).* Studien zur Archäologie in Ostmitteleuropa 3, Bonn 2009, 238–241.

Nils Bleicher: *Altes Holz in neuem Licht. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg* 83, Stuttgart 2009.

Praktischer Hinweis

Die Fundstelle der Räder wird im Sommer 2010 nochmals geöffnet und weiter untersucht.

Zum Tag des offenen Denkmals am 12. September 2010, 11 und 14 Uhr, veranstaltet das Landesamt für Denkmalpflege Führungen über das Ausgrabungsgelände im Olzreuter Ried.

Das Federseemuseum in Bad Buchau präsentiert gleichzeitig Nachbauten vorgeschichtlicher Wagen und eine kleine Sonderausstellung zur Erfindung des Rades. Ein Bustransfer zwischen Federseemuseum und der Ausgrabungsstätte im Olzreuter Ried wird organisiert.

Dr. Helmut Schlichtherle

Regierungspräsidium Stuttgart

Referat 85 – Archäologische Denkmalpflege

„Einleuchtende Ausführungen“ Wichtiges Urteil in Sachen Solaranlagen und Denkmalschutz

Nach dem berühmten „Nordheim-Urteil“ des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg im Jahr 2005 konnte die Fotovoltaikanlage (kurz: PV-Anlage) auf dem Dach einer Kirche verbleiben, die bereits zuvor ohne Genehmigung baulich verändert worden war. Dieses Urteil wird immer wieder ins Feld geführt, wenn es um die denkmalschutzrechtliche Genehmigungsfähigkeit von PV-Anlagen auf Kulturdenkmalen geht. Dabei hatte das Nordheim-Urteil eine klare Bemessungsgrundlage geliefert, unter welchen Bedingungen von einer erheblichen Beeinträchtigung eines Kulturdenkmals gesprochen werden kann: In welchem Maß ist das Kulturdenkmal in seiner künstlerischen Bedeutungskategorie und in seiner wissenschaftlich-heimatgeschichtlichen Bedeutungskategorie beeinträchtigt? In einem vom VGH Baden-Württemberg kürzlich bestätigten Urteil des VG Sigmaringen von 2008 wurde diese „kategorienadäquate“ Betrachtungsweise konsequent angewandt mit dem Ergebnis, dass die ungenehmigt installierte PV-Anlage auf einem denkmalgeschützten Bauernhaus des 18. Jahrhunderts zurückgebaut werden muss.

Martina Goerlich

Im Sommer 2006 stellte die Untere Denkmalschutzbehörde des Gemeindeverwaltungsverbands Markdorf fest, dass auf dem Dach des Ökonomieteils eines denkmalgeschützten Bauernhauses in Oberteuringen eine großflächige Fotovoltaikanlage angebracht worden war. Der nachträglich eingereichte Antrag auf denkmalschutzrechtliche Genehmigung wurde wegen der erheblichen Beeinträchtigung der Gesamtwirkung des Kulturdenkmals abschlägig beschieden, der Eigentümer per Beseitigungsanordnung zum Rückbau der denkmalschutzrechtlich nicht genehmigungsfähigen PV-Anlage aufgefordert. Nach Ablehnung des

daraufhin erfolgten Widerspruchs von Seiten des Regierungspräsidiums Tübingen reichte der Eigentümer Klage beim Verwaltungsgericht Sigmaringen ein, die nach mündlicher Verhandlung im April 2008 abgewiesen wurde. Gegen dieses Urteil stellte der Kläger beim Verwaltungsgerichtshof einen Antrag auf Zulassung zur Berufung, der vom 1. Senat des VGH am 17. Dezember 2009 mit der Begründung abgelehnt wurde, dass das VG Sigmaringen die aufgeworfenen Fragen anhand einer gesicherten Rechtslage und ausgehend von einer durch den Kläger nicht erschütterten Tatsachengrundlage geprüft habe.

1 „Durch die große Anlage verliert das Gebäude erheblich an Authentizität und Originalität“ (VG Sigmaringen, 13. 05. 2008).



Erhebliche Beeinträchtigung

Die Ausführungen zur Definition von erheblicher Beeinträchtigung bestimmen wesentlich die Urteilsbegründung des VG Sigmaringen. Sie sind für den Umgang der Denkmalbehörden mit der Problematik von Fotovoltaikanlagen auf Kulturdenkmälern von entscheidender Bedeutung.

Eine erhebliche Beeinträchtigung liegt vor – so das VG Sigmaringen mit Verweis auf die geltende Rechtsprechung – wenn der Gesamteindruck des Kulturdenkmals empfindlich gestört wird. Die Beeinträchtigung muss deutlich wahrnehmbar sein und vom Durchschnittsbetrachter als belastend empfunden werden – sie kann daher wesentlich geringer als eine durch das Baurecht definierte Verunstaltung sein.

Das VG Sigmaringen bezieht sich in seiner Urteilsbegründung vor allem auf das berühmte „Nordheim-Urteil“ des VGH Baden-Württemberg vom 27.06.2005, wonach die wertende Einschätzung einer erheblichen Beeinträchtigung maßgeblich bestimmt wird von

– dem Denkmalwert, das heißt, es ist zu prüfen, ob die Beeinträchtigung in Relation zur Wertigkeit des Kulturdenkmals in einem gewissen Umfang hinnehmbar ist (VGH Baden-Württemberg 27.06.2005, Rd.nr. 36).

– der maßgeblichen denkmalrechtlichen Bedeutungskategorie; das heißt, es muss bei der Bewertung einer Beeinträchtigung unterschieden werden, aus welchen Gründen eine Kulturdenkmaleigenschaft besteht – aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen oder aus künstlerischen Gründen. Diese differenzierte, „kategorienadäquate“ Betrachtungsweise sei erforderlich, um dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit ge-

2 Das Interesse an der Nutzung des Eigentums zur umweltfreundlichen Stromerzeugung geht dem Denkmalschutz nicht automatisch vor, zumal sich auf dem Nebengebäude ebenfalls eine PV-Anlage befindet (vgl. VGH Baden-Württemberg, 17.12.2009).

„... wirkt die Fotovoltaikanlage geradezu erschlagend auf die Fachwerkgestaltung und beeinträchtigt deren künstlerischen Wert ganz maßgeblich.“ (VG Sigmaringen, 13.05.2008).



recht werden zu können. Eine erhebliche Beeinträchtigung sei bei einem Kulturdenkmal aus künstlerischen Gründen tendenziell schnell erreicht: Hier „hat eine möglichst umfassende und ungestörte Erhaltung der Identität seiner Substanz und seines Erscheinungsbildes eine überragende Bedeutung“ (VG Sigmaringen, 2.04.2008 mit Verweis auf VGH Baden-Württemberg 27.06.2005 Rd.nr. 36 und 37). Bei einem Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen Gründen könne die Sache deswegen anders liegen, weil das Kulturdenkmal in seinem dokumentarischen Charakter über sich hinausweise. „Dies gilt aber bei der wissenschaftlichen Bedeutung nicht, wenn das Kulturdenkmal als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung unter einer durch die Veränderungen bedingten Einbuße an Authentizität leidet, und deswegen sein ‚Quellenwert‘ beeinträchtigt wird.“ (VG Sigmaringen, 2.04.2008 mit Verweis auf VGH Baden-Württemberg 27.06.2005 Rd.nr. 36 und 37).

Unter Berücksichtigung dieser beschriebenen rechtlichen Vorgaben kam das VG Sigmaringen in seiner Urteilsfindung zu der Ansicht, „dass die Fotovoltaikanlage das Kulturdenkmal empfindlich stört“ – und dies sowohl, was den künstlerischen als auch den wissenschaftlichen Schutzgrund betrifft:

1. Die Fotovoltaikanlage stelle eine erhebliche Beeinträchtigung hinsichtlich der künstlerischen Bedeutungskategorie dar: Das auf Sicht angelegte Zierfachwerk des 18. Jahrhunderts mit Andreaskreuzen und Rhomben, Kassettenfüllungen und Kielbögen an dem harmonischen Baukörper des Barock spreche das ästhetische Empfinden in besonderer Weise an. Die Fotovoltaikanlage, eine gewaltige, sehr dunkle Fläche mit einem sehr auffälligen, in die Ferne wirkenden metallenen Verbindungsgestänge, „tritt als Fremdkörper gegenüber den hellen Wänden des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes sowie den rot- bis rostbraunen Fachwerkselementen und Türen, die insgesamt eine harmonische Einheit bilden, deutlich in Erscheinung und trägt damit ein erheblich störendes Element in die sonst ruhige und ausgewogene Fassade. Der Eindruck des ausgewogenen großen Fachwerkgebäudes, wird, wie die Denkmalpflege zutreffend ausgeführt hat, technisch überformt in einer Weise, die mit dem Fachwerkgebäude im Übrigen nicht in Einklang zu bringen ist“. Der künstlerische Wert der Fachwerkgestaltung werde durch die erschlagende Wirkung der großflächigen Fotovoltaikanlage maßgeblich beeinträchtigt.

2. Die Fotovoltaikanlage stelle ebenfalls eine erhebliche Beeinträchtigung hinsichtlich der wissenschaftlichen Bedeutungskategorie dar – und dies wurde bislang in dieser Klarheit noch nie in einer Urteilsbegründung definiert: „Soweit die Denkmalpflege auf wissenschaftliche Gründe für eine Unterschutz-

stellung abgestellt hat, ist hier der gesamte Eindruck von besonderer Bedeutung. Maßgeblich ist hierbei insbesondere die Größe des Gebäudes, die traditionelle Einhausform und die Einheit des Daches, das keine Ausbauten oder Dachgauben aufweist“. Dieser Gesamteindruck würde durch die Aufbringung der PV-Anlage wesentlich beeinträchtigt: „Durch die große Anlage verliert das Gebäude erheblich an Authentizität und Originalität“.

Der geltend gemachte Anspruch auf Genehmigung wurde somit vom VG aufgrund der erheblichen Beeinträchtigung der künstlerischen und wissenschaftlichen Bedeutung des Kulturdenkmals verneint und die Beseitigungsanordnung der Unteren Denkmalschutzbehörde bestätigt.

Höherrangiges Recht und Verhältnismäßigkeit

In Streitfällen bezüglich der Anbringung von Anlagen zur Stromerzeugung wird den Denkmalbehörden oft vorgehalten, dass das Recht auf Nutzung des Eigentums zur umweltfreundlichen Stromerzeugung ein höherrangiges Recht darstelle. In diesem Zusammenhang wies das VG Sigmaringen darauf hin, dass der Kläger die PV-Anlage „allein aus wirtschaftlichen Gründen auf seinem Dach angebracht (hat); sie dient nicht eigener Stromerzeugung sondern der Einspeisung ins Netz“ – weshalb keine höheren Gründe ersichtlich seien, die Genehmigung trotz der erheblichen Beeinträchtigung zu erteilen. Auch die Verhältnismäßigkeit sei gegeben: „Der mit der angefochtenen Verfügung angestrebte Zweck, das ursprüngliche Erscheinungsbild des Kulturdenkmals wiederherzustellen, steht auch nicht außer Verhältnis zu den Nachteilen, die dem Kläger durch diese Maßnahmen entstehen.“ Die Denkmalschutzbehörde habe in ihren Ermessenserwägungen das Eigentumsrecht des Klägers aufgenommen und die ihm aus dem Rückbau erwachsenden Nachteile gewürdigt. Dem Kläger sei dabei vorzuhalten, dass er in Kenntnis der Kulturdenkmaleigenschaft seines Wohn- und Wirtschaftsgebäudes die PV-Anlage ohne jede Rücksprache mit der Denkmalschutzbehörde errichtet habe.

Bestätigung durch den Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg

Der 1. Senat des VGH bestätigte ausdrücklich in seiner Ablehnung der Berufung, dass das VG Sigmaringen den Anforderungen an eine am Denkmalwert ausgerichtete und „kategorienadäquate“ Betrachtungsweise entsprochen habe. Für den Denkmalschutz ist dabei von besonderer Relevanz, dass der VGH gerade auch die Ausführ-

ungen des VG Sigmaringen zur Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Bedeutung durch den Verlust an Authentizität und Originalität als „einleuchtend“ bewertet hat. Somit kann die fremdartige, technoide Belegung des Daches eines Kulturdenkmals mit Solarpaneelen nicht nur wegen der Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes, sondern auch deshalb abgelehnt werden, weil sie nicht authentisch und mit dem historischen Gesamteindruck des Denkmals nicht in Einklang zu bringen ist.

In puncto Verhältnismäßigkeit bestätigte der VGH die Auffassung des VG: Der Kläger habe schließlich in Kenntnis der Genehmigungspflicht „auf eigenes Risiko gehandelt.“ Der VGH betont, dass das Interesse des Klägers an der Nutzung seines Eigentums zur umweltschonenden Stromerzeugung dem Denkmalschutz nicht gleichsam automatisch vorgehe – zumal der Kläger bereits auf einem anderen Ökonomiegebäude unmittelbar neben dem Kulturdenkmal eine PV-Anlage betreibt. Das heißt: Das Interesse an einer auf wirtschaftlichen Ertrag abzielenden Nutzung des Daches als Träger für Strom erzeugende Anlagen rechtfertigt nicht die erhebliche Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes und der Authentizität eines Kulturdenkmals. Mit Beschluss des VGH zur Ablehnung des Antrags auf Berufung im Fall Oberteuringen wurden die bereits im Urteil von Nordheim definierten Kriterien zur Beurteilung von Beeinträchtigungen von Kulturdenkmalen erneut angewandt – in diesem Fall mit einem anderen Ergebnis: Die PV-Anlage auf dem Dach des Kulturdenkmals ist zu beseitigen. Durch Urteil und Ablehnungsbeschluss zu Oberteuringen wurde noch einmal klargestellt: Die Beurteilung der Beeinträchtigung hat „kategorienadäquat“ zu sein, das heißt, sie hat sich an den für das Schutzobjekt maßgeblichen denkmalrechtlichen Bedeutungskategorien zu orientieren. Die Denkmalbehörden haben nun auf gesicherter Rechtslage differenzierte Kriterien zur Hand, mit denen gegen die erhebliche Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes und des dokumentarischen Wertes von Kulturdenkmalen – nicht nur durch PV-Anlagen – vorgegangen werden kann.

Quellen

VG Sigmaringen, 5 K 1038/07, Urteil vom 13. Mai 2008 (abrufbar unter <http://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&docid=JURE100063327&psml=bsbawueprod.psml&max=true>)

VGH Baden-Württemberg, 1S1510/08, Beschluss vom 17. 12. 2009

Martina Goerlich
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 26 – Denkmalpflege



Denkmalpflege und Bauleitplanung

Vorsorgende Denkmalpflege und kommunale Verantwortung

In Heft 1/2010 wurde die Kooperation zwischen Regionalplanung und Denkmalpflege thematisiert. Schon im regionalen Maßstab 1:100000 ist eine Positionierung von Kulturdenkmalen und Kulturlandschaften als Schutzgut bei großräumlichen Planungen sinnvoll und wünschenswert. Der vorsorgende Kulturgüterschutz geht aber auf der nächsten Planungsebene, der kommunalen Bauleitplanung, weiter. Auch hier ist eine frühzeitige Information über Kulturdenkmale notwendig, damit Planern und Denkmalpflegern aktiv die Chance einer Zusammenarbeit ermöglicht wird. Nur so kann eine dem kulturellen Erbe verpflichtete Raumplanung Wirklichkeit werden.

Martin Hahn/Erik Roth

Die kommunale Bauleitplanung besteht aus dem vorbereitenden und dem verbindlichen Bauleitplan, besser bekannt als Flächennutzungs- beziehungsweise Bebauungsplan. In diesen Planverfahren werden gemäß den Vorschriften des Baugesetzbuchs die so genannten Träger öffentlicher Belange gehört. Diese vertreten jeweils einen öffentlichen Sachbereich beziehungsweise Belang fachlich beziehungsweise gesetzlich. Denkmalbehörden der Bundesländer sind in unterschiedlichen Konstellationen Träger öffentlicher Belange. Für die Denkmalpflege in Baden-Württemberg sind die regionalen Referate Denkmalpflege in den vier Regierungspräsidien zuständig. Im Rahmen der Bauleitplanung sieht das Baugesetzbuch eine frühzeitige Beteiligung der Träger öffentlicher Belange vor, um etwaige Berührungspunkte mit einer Planung, fachkundige Beiträge sowie Anregungen und Bedenken zu einem Vorhaben zu ermitteln. Diese Aufgabe

1 Bereich eines geplanten Baugebietes im Klostergarten in Schöntal (Hohenlohekreis).



wird von den Referenten für Planungsberatung in der Landesdenkmalpflege wahrgenommen, die gemeinsam mit den Kollegen der archäologischen Denkmalpflege fachliche Stellungnahmen abgeben. Der Planungsträger muss sie im Rahmen einer Abwägung verschiedener öffentlicher Belange behandeln und das Ergebnis mitteilen. Dieses Beteiligungsverfahren ist Teil einer prophylaktischen Denkmalpflege, da die fachlichen Belange schon im Vorfeld von konkreten Maßnahmen vorgetragen und berücksichtigt werden können. Wann sind konkret Belange der Denkmalpflege in der Bauleitplanung betroffen?

Denkmale in Bedrängnis

Der immer noch enorme Siedlungsdruck in Baden-Württemberg, insbesondere in den Ballungsräumen, bringt zahlreiche Kulturdenkmale durch kommunale Planungen in Bedrängnis, zerstört oft ihr sinnstiftendes Umfeld oder gar das Denkmal selbst: Das Gewerbegebiet neben der Wallfahrtskirche, der Einkaufsmarkt in Sichtachse zur Burg, die neue Wohnsiedlung auf dem alamannischen Gräberfeld, die Umgehungsstraße im Bereich des römischen Gutshofes. Die Bedrohungen sind alltäglich und allgegenwärtig. Auch in den vermeintlich entlegenen Winkeln des Landes zeigen sich mit neuen Wohn- und Gewerbegebieten ähnliche Entwicklungen. Die Beeinträchtigungen können in verschiedene Kategorien unterteilt werden. Sie betreffen zum einen direkt die Substanz von Kulturdenkmalen, zum anderen indirekt ihr Erscheinungsbild beziehungsweise ihre Wirkung in der Landschaft. Einige Beispiele zeigen typische Gefährdungspotenziale.



Substanzielle Eingriffe

– Überbauung von Freiflächen, die Bestandteil eines Kulturdenkmals sind: Im Bereich des „Großen Gartens“ des Klosters Schöntal (Hohenlohekreis) wurde 2005 eine neue Wohnbaufläche vorgesehen (Abb. 1). Das betroffene Gelände – ein bis heute genutzter historischer Baumgarten – wird durch eine Mauer sowie einen Mauerturm eingefasst und zählt als Teil der Sachgesamtheit zum Kulturdenkmal Kloster Schöntal. Die Gemeinde Schöntal verzichtete aufgrund der erheblichen Bedenken der Denkmalpflege, aber auch des Landschafts- und Naturschutzes auf diesen irreversiblen Eingriff in die historische Gartenfläche.

– Bebauung im Bereich eines archäologischen Kulturdenkmals beziehungsweise eines Grabungsschutzgebietes: Das Neubaugebiet Am Stockbrunnen in Herbrechtingen (Kreis Heidenheim)

tantierte vorgeschichtliche und römische Siedlungsbefunde, die vor ihrer Zerstörung durch die Baumaßnahmen mit einer Ausgrabung zumindest wissenschaftlich dokumentiert wurden (Abb. 2).

Visuelle Beeinträchtigungen

– Überbauung von Freiflächen, die für das Erscheinungsbild eines Kulturdenkmals von erheblicher Bedeutung sind: In den Jahren 2000/01 plante die Gemeinde Michelbach an der Bilz (Kreis Schwäbisch Hall) eine Bebauung im unmittelbaren Anschluss an die solitär am Ortsrand stehende St. Martinskirche (Abb. 3). Trotz erheblicher Bedenken der Denkmalpflege wurde der Verlust dieser für die Kirche charakteristischen und über Jahrhunderte gewahrten Lage am Ortsrand an einer alten Steige im Rahmen der Abwägung in Kauf genommen. Auch eine Planungsempfehlung von Seiten der Denkmalpflege, das Baugebiet zur Wahrung

2 Baugebiet Am Stockbrunnen in Herbrechtingen (Kreis Heidenheim), Luftbild der Ausgrabung 2007.

3a+b Pfarrkirche am Ortsrand von Michelbach an der Bilz (Kreis Schwäbisch Hall), historisches Foto und Zustand 2002.





4a+b Pfarrkirche in Breitnau (Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald) in solitärer Lage zwischen den westlich und östlich anschließenden Baugebieten und nach dem Bau von zwei der drei nach dem neuen Bebauungsplan zulässigen Einzelhäuser; Zustand 2007 und 2010.

der kulturlandschaftlichen Einbettung des Kirchenbaus zu reduzieren, konnte nicht aufgenommen werden. In Breitnau (Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald) war die katholische Pfarrkirche in exponierter Lage am Hang bisher in ihrer Einbindung in die Landschaft durch einen Bebauungsplan von 1982 geschützt (Abb. 4). Die Wiese unterhalb der Kirche wurde darin bewusst als Zäsur zwischen den westlich und östlich anschließenden Baugebieten und als Verbindung zum Außenbereich freigehalten. Ein weiterer, inzwischen genehmigter Bebauungsplan ermöglicht es, diese „Lücke“ durch drei Einzelhäuser zu schließen. Der grundsätzlich sinnvollen Maxime „Innenentwicklung vor Außenentwicklung“ wurde hier gegenüber den Belangen der Denkmalpflege Vorrang gegeben.

– Überbauung von Freiflächen, die für das Erscheinungsbild einer geschützten Gesamtanlage von erheblicher Bedeutung sind: Für die Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“ (Landkreis Konstanz) sind das ehemalige Augustinerchorherrenstift und die vorgelagerte Freifläche wesentliche Bestandteile (Abb. 5). Auf der Streuobstwiese sollte ein Lebensmittelmarkt errichtet werden. Nach erheblichen Bedenken der Denkmalpflege und einer Bürgerinitiative wurde das Vorhaben weiter östlich auf einem konfliktärmeren Standort

außerhalb der Gesamtanlage realisiert. Dazu wurde der vorhandene Sportplatz nach Westen vor das Stift verlegt.

– Unmaßstäbliche Bebauung in historischen Stadt-/Ortskernen, insbesondere wenn das Maß der baulichen Nutzung (überbaubare Grundstücksfläche, Trauf-/Firsthöhe, Zahl der Vollgeschosse usw.) erheblich über den geschützten Bestand hinausgeht beziehungsweise die Bauweise nicht der historischen Baustruktur entspricht: In Ludwigsburg wurde mit einem zehngeschossigen Hotel sowie einer großen Sporthalle ein deutlich sichtbarer Maßstabssprung in starken Kontrast zur historischen Bebauung des eingeschossigen, einst solitär stehenden Pflugfelder Torhauses gesetzt, das als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung Umgebungsschutz genießt (Abb. 6).

– Beeinträchtigung von schützenswerten historischen Siedlungsstrukturen und Freiflächen: 2002/03 plante die Gemeinde Löchgau (Kreis Ludwigsburg) eine Seniorenwohnanlage im Bereich des historischen Ortsrandes, der in der klassischen Abfolge Scheunen – Baumgärten – Ettermauer in seltener und sehr anschaulicher Art und Weise überliefert war. Im Konflikt zwischen einem wünschenswerten, zentrumsnahen altersgerechten Wohnen und

5a+b Ehemaliges Augustinerchorherrenstift in Öhningen (Landkreis Konstanz), Foto mit Streuobstwiese 2002 und Zustand 2009 mit Sportplatz.



dem Erhalt dieser für die Ortsgeschichte wichtigen Situation entschied sich die Gemeinde gegen die Empfehlung der Denkmalpflege zum Freihalten der Fläche. Das sorgsam gepflegte Kulturdenkmal Ettermauer ist heute durch die direkt dahinter stehende Bebauung in seinem historischen Wirkungsbereich geschwächt und damit in seinem Zeugniswert für den historischen Ortsrand eingeschränkt (Abb. 7).

– Störungen des historisch-funktionalen Zusammenhangs von Kulturdenkmalen: Die 2004/05 im Flächennutzungsplan als Variante vorgesehene Umgehungsstraße für Böhmenkirch (Kreis Göppingen) hätte den Stationsweg zur Kapelle St. Patriz durchschnitten und zu einer erheblichen Minderung des gesamten Sinnzusammenhangs – der geistigen Idee – dieses Kulturdenkmals geführt. Die Planung wurde auch aufgrund der erheblichen Bedenken der Denkmalpflege verworfen (Abb. 8).

Die Beispiele machen deutlich, dass die Belange der Denkmalpflege im Rahmen der Planverfahren nicht immer die gewünschte Berücksichtigung finden können. Es zeigen sich neben Mut machenden Erfolgen auch schwere Verluste für Kulturdenkmale. Die Fälle, in denen die abwägende Gemein-



6 Moderne Bebauung am Pflugfelder Torhaus in Ludwigsburg (Kreis Ludwigsburg) 2010.

de aufgrund anderer, konkurrierender öffentlicher Interessen gegen die Belange der Denkmalpflege entscheidet und dies begründet, sind dabei leichter zu verschmerzen. Problematisch sind aber Entscheidungen, die gänzlich ohne Abwägung oder ohne ausreichende Berücksichtigung denkmalpflegerischer Belange gefällt werden.

Fachpläne klären auf

Der Denkmalschutz muss deshalb als öffentlicher Belang möglichst frühzeitig in die Planungen eingebracht und in seiner Bedeutung dargestellt werden. Die im Baugesetzbuch vorgeschriebene Bitte um die nachrichtliche Übernahme von Kulturdenkmalen in die Pläne reicht hier nicht aus. Einige Beispiele zeigen, wie das Thema Denkmalpflege in der Bauleitplanung, speziell der Flächennutzungsplanung als fachliche Ebene positioniert wurde und Grundlage für eine alle Belange berücksichtigende Planung der Gemeinde ist.

Die Gemeinden Schöntal (Hohenlohekreis) und Lenningen (Kreis Esslingen) haben beispielsweise für ihren Flächennutzungsplan Sonderkarten zum Thema „Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege“ (Abb. 9) beziehungsweise „Kulturdenkmale“ erstellt. In ihnen sind zwar nicht alle,

7a+b Typischer historischer Ortsrand mit Scheunen und Ettermauer in Löchgau (Kreis Ludwigsburg), Zustand 2003 und 2006.

8 Stationsweg der Kapelle St. Patriz in Böhmenkirch (Kreis Göppingen) im Bereich einer geplanten Ortsumgebung, Foto 2006.



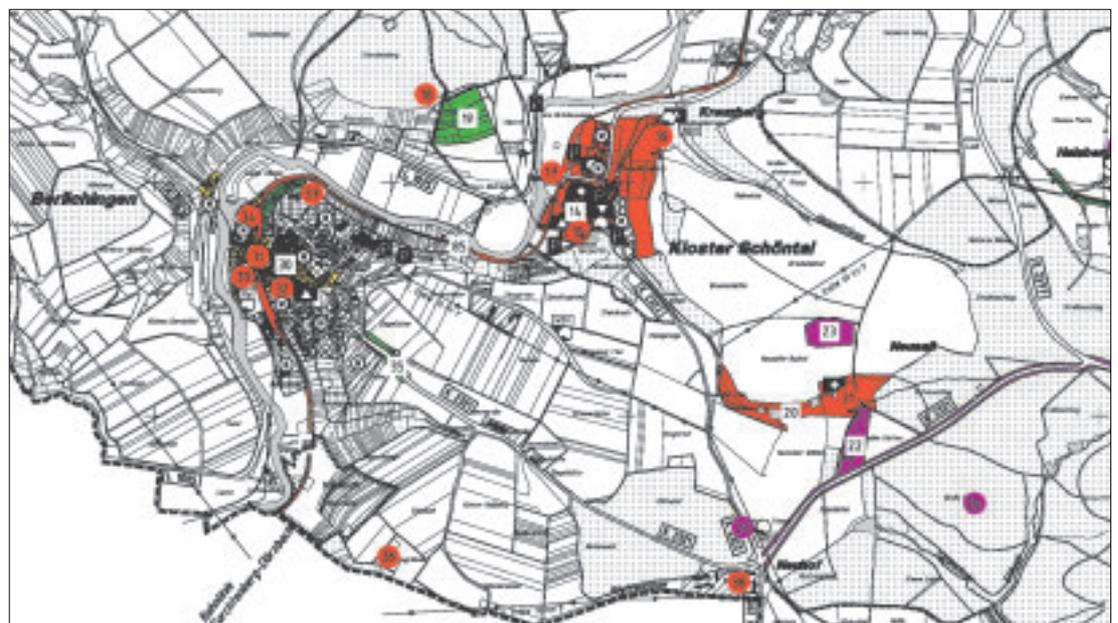
jedoch die flächen- beziehungsweise raumwirk- samen und landschaftsprägenden Kulturdenkma- le verzeichnet, die für die Flächennutzungsplanung von Belang sind. Dies sind insbesondere flächen- hafte Kulturdenkmale wie Gesamtanlagen, archä- ologische Kulturdenkmale und Grabungsschutz- gebiete sowie Kulturdenkmale von besonderer Be- deutung, die Umgebungsschutz genießen. Das Thema Denkmalpflege ist damit eine Planungs- ebene, ein „Layer“ im Sinne eines geografischen Informationssystems geworden. Schon diese sehr einfachen, zum Teil punkthaften, zum Teil flächen- hafte kartografischen Darstellungen lassen sehr schnell erkennen, in welchen Bereichen künftige Planungen in Konflikt zu Belangen der Denkmal- pflege treten werden und dienen damit den Plan- nern, aber auch den politisch Verantwortlichen zur Orientierung. Die Stadt Weikersheim (Main-Tauber-Kreis) hat darüber hinaus eine „Karte zur histo- rischen Kulturlandschaft und Denkmalpflege“ in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege erarbei- ten lassen, die über die gesetzlich geschützten Kul- turdenkmale hinaus auch erhaltenswerte Kulturlandschaftselemente verzeichnet (Abb. 10). Einen noch höheren Detailgrad vermitteln die Fachbei- träge zu zwei Gemeinden mit einem ganz beson- ders hochwertigen Denkmalbestand, verbunden mit einem einzigartigen kulturlandschaftlichen Umfeld: In Maulbronn wurde für den Flächennutzungs- beziehungsweise Landschaftsplan eine ausführliche Kulturlandschaftsanalyse angefertigt. Zum Entwicklungskonzept für die Klosterinsel Rei- chenau sei auf den Aufsatz von Bettina Nocke, Edith Schütze und Erik Roth in diesem Heft ver- wiesen. In beiden Fällen rechtfertigt die Auswei- sung als UNESCO-Weltkulturerbe eine fachlich ver- tiefte Voruntersuchung im Rahmen der Flächennutzungsplanung.

Kulturgüter als Umweltbelang

Insbesondere im Rahmen der seit 2004 verpflich- tenden Umweltprüfungen, die begleitend zu Bau- leitplanungen durchzuführen sind, muss auch das Schutzgut Kulturgüter neben Schutzgütern wie Boden, Wasser, Luft, Flora, Fauna erfasst und be- wertet werden. Damit sind die Auswirkungen auf Kulturdenkmale und auch auf weitere erhaltens- werte Objekte, Orte, Landschaften oder Raum- dispositionen gemeint. Sie müssen vom Planungs- träger, das heißt der Gemeinde oder dem Planungs- büro, ermittelt und in Kategorien (zerstörend, beschädigend, das Erscheinungsbild beeinträch- tigend) gewertet werden. Art und Schwere der Be- troffenheit sind darzustellen. Sollten erhebliche nachteilige Auswirkungen auf das Schutzgut fest- gestellt werden, sollen Möglichkeiten der Vermei- dung oder Verminderung genannt werden. Diese reichen von der Wahl denkmalverträglicher Pro- jektalternativen bis zum Verzicht auf das Vorhaben (Nullvariante). Kompensationsmaßnahmen wie etwa im Naturschutz sind wegen der Standortge- bundenheit und fehlender Wiederherstellbarkeit von Kulturdenkmälern kaum möglich.

Diese Umweltprüfungen dienen den Planern be- ziehungsweise politisch Verantwortlichen dann als Grundlage für ihre Abwägung. Eine beispielhafte Bewertung in diesem Sinne zeigt der Umweltbe- richt für die Flächennutzungsplanung im Bereich der Pfarrkirche in Rosengarten-Westheim (Kreis Schwäbisch Hall), der klar und deutlich die Kulturgüter und die zu erwartenden, sehr erheblichen Auswirkungen durch das geplante Wohngebiet im Umfeld der landschaftsprägenden Kirche darstellt und eine Empfehlung zum Verzicht auf das kon- fliktreiche Baugebiet gibt.

Die Erfahrungen der letzten Jahre haben jedoch ge-



9 Landschaftsplan zum Flächennutzungsplan der Gemeinde Schöntal (Hohenlohekreis), Ausschnitt aus der Karte „Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege“ von 2002.

zeigt, dass die Umweltprüfungen zwar im Bereich der natürlichen Schutzgüter sehr präzise und detailliert durchgeführt werden, im Bereich der Kulturgüter aber oft noch Nachholbedarf besteht. Vielfach fehlen schlicht die Informationen zu den vorhandenen Kulturdenkmälern in den Gebietssteckbriefen, oder den verantwortlichen Planern ist die Gefährdung eines Kulturdenkmals oder die Beeinträchtigung seiner Wirkung in der Landschaft nicht bewusst. Geeignete Methoden der Beurteilung von Auswirkungen auf Kulturdenkmale wie Geländeschnitte oder Fotosimulationen finden sich äußerst selten und müssen regelmäßig nachgefordert beziehungsweise selbst angefertigt werden. In zahlreichen Fällen wird das Schutzgut Kulturgüter in Umweltprüfungen sogar gänzlich vernachlässigt.

Für die prophylaktische Arbeit der städtebaulichen Denkmalpflege und die Zusammenarbeit mit Planungsträgern in allen Ebenen der Raumplanung wird es in Zukunft immer wichtiger sein, Informationen in einfach und schnell greifbarer sowie digital verarbeitbarer Form bereitstellen zu können. Die Aufbereitung der wertvollen Daten zu unseren Kulturdenkmälern ist daher eine essenzielle Aufgabe der Landesdenkmalpflege. Ein Ziel für die Zukunft ist die Öffnung der Allgemeinen Denkmaldatenbank ADAB für die Gemeinden und Planer, um auch hier frühzeitige Information und damit vorsorgende Denkmalpflege leisten zu können.

Neben der gesetzlich vorgeschriebenen, reagierenden Beteiligung der Denkmalpflege in Bauleitplanverfahren, in der sie leider allzu oft nur als Bedenkenträger wahrgenommen wird, zeigen die bereits praktizierten Beispiele einer aktiven, partnerschaftlichen Beteiligung in der kommunalen Planung, dass auf diesem Weg die besten Ergebnisse für Kulturdenkmale zu erzielen sind. Wichtig für den

Erfolg der städtebaulichen Denkmalpflege sind also ein Mit-, und nicht ein Gegeneinander-Arbeiten mit den Gemeinden als Träger der Planungshoheit. Dem persönlichen Gespräch zwischen Planer, Kommunalpolitiker und Denkmalpfleger kommt daher in diesem Zusammenhang eine hohe Bedeutung zu.

Literatur

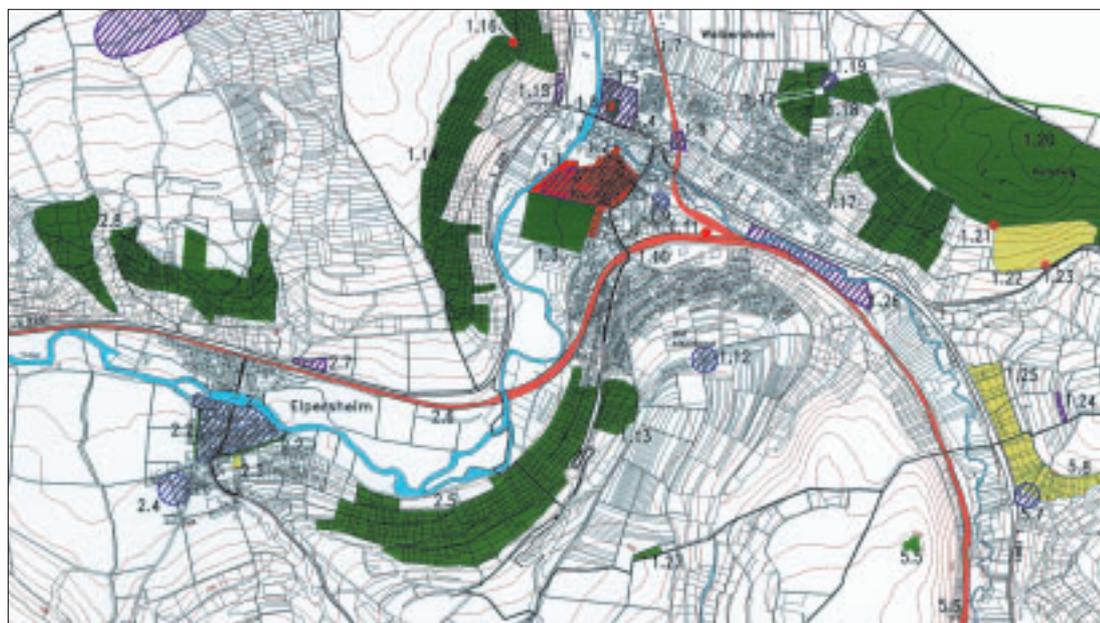
Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Arbeitsblatt 17, Denkmalpflegerische Prüfung von Bebauungsplänen im Rahmen der Beteiligung als Träger öffentlicher Belange (Neubearbeitung 2005) (www.denkmalpflegeforum.de/Download/Nr17.pdf)

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Arbeitsblatt 18, Denkmalpflegerische Prüfung von Flächennutzungsplänen im Rahmen der Beteiligung als Träger Öffentlicher Belange (Neubearbeitung 2005) (www.denkmalpflegeforum.de/Download/Nr18.pdf)

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Arbeitsblatt 26, Denkmalpflegerische Belange in der Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP), der Strategischen Umweltprüfung (SUP) und der Umweltprüfung (UP) (Bearbeitung 2005) (www.denkmalpflegeforum.de/Download/Nr26.pdf)

Dr.-Ing. Martin Hahn
Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 86 – Denkmalpflege

Dr.-Ing. Erik Roth
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege



10 Landschaftsplan zum Flächennutzungsplan der Stadt Weikersheim (Main-Tauber-Kreis), Ausschnitt aus der Karte „Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege“ von 1997.



Entwicklungskonzept für die Klosterinsel Reichenau Welterbe und informelle Planung

Im Heft 3/2004 wurden die Gesamtanlagen Mittelzell und Niederzell, zwei Kernbereiche des Welterbes „Klosterinsel Reichenau“, vorgestellt, im folgenden Heft ein dritter Kernbereich um die Kirche St. Georg in Oberzell, deren Umgebung ebenfalls von hoher Bedeutung für das Welterbe ist. Es wurden auch die Bemühungen der Gemeinde Reichenau erläutert, in Zusammenarbeit mit der Landesdenkmalpflege die Siedlungsstruktur der Insel in ihrer überlieferten, von der geschichtlichen Entwicklung geprägten Eigenart zu erhalten, unter anderem durch Satzungen zum Schutz der Gesamtanlagen in Mittelzell und Niederzell. Aus der Sicht der Planungsberatung stellte sich die Frage, wie darüber hinaus für die gesamte Insel – das Welterbe als Lebensraum – eine Entwicklung im Einklang mit ihrem besonderen Status aussehen sollte, wie eine solche Entwicklung sichergestellt werden kann und welche Instrumente dafür geeignet sind.

Bettina Nocke/Erik Roth/Edith Schütze

Erhaltung und Entwicklung – Möglichkeiten und Grenzen

„Es wäre von Vorteil, wenn für die Insel als Ganzes ein Leitbild und auf dieser Grundlage ein Rahmenplan, ein räumlich-funktionales Konzept entwickelt würde. Je nach Eigenart und Bedeutung der einzelnen Teilbereiche könnte der Schwerpunkt auf die Erhaltung bzw. auf die behutsame Fortentwicklung des Siedlungsgefüges gelegt werden. Ein solcher mit den Bürgern erarbeiteter, mit den Trägern öffentlicher Belange abgestimmter, von der Gemeinde beschlossener Rahmenplan würde – über die Inhalte des Landschaftsplans und des Flächennutzungsplans hinaus – die Grundlage bilden, um für kleinere Bereiche mit besonderem Regelungsbedarf die Planungen zu vertiefen.“ Dieser Wunsch stand am Ende des Beitrags über die Gesamtanlagen Mittelzell und Niederzell, mit der Einschränkung: „Ob bzw. in welchem Umfang dies realisierbar ist, hängt aber nicht zuletzt von den finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde ab.“ Umso erfreulicher, dass inzwischen ein weitgehend fertiges Entwicklungskonzept für die Insel vorliegt. Dem Abschnitt „Siedlungsentwicklung“ stimmte der Gemeinderat im März dieses Jahres nach einer öffentlichen Auslegung zu, der Themenbereich „Gewächshausbau“ wird zurzeit noch bearbeitet.

Zur Erinnerung: Die Benediktinerabtei Reichenau wurde um 724 vom hl. Pirmin gegründet. Vom 9.

bis ins 11. Jahrhundert war sie eines der bedeutendsten geistlichen und künstlerischen Zentren nördlich der Alpen. Seit dem Jahr 2000 gehört die „Klosterinsel Reichenau“ zum UNESCO-Weltkulturerbe. Welterbestätte ist die gesamte Insel mit ihrer Bebauung und ihren Freiflächen. Der See, der sie umgibt, ist die natürliche „Pufferzone“. Die lockere Siedlungsstruktur, die für die Insel charakteristisch ist, hat ihren Ursprung im Mittelalter, als die gesamte Insel zum Kloster gehörte. Es entstand eine Streusiedlung mit Einzelhöfen, weilerartigen Gebäudegruppen und einzelnen Siedlungsreihen. Nur in Mittelzell entwickelte sich um das Kloster eine verdichtete Bebauung. Seit der Säkularisation (1803), vor allem in den letzten 50 Jahren, erfolgte auch in anderen Bereichen eine deutliche Verdichtung. Man findet aber auch heute noch auf der Insel eine verhältnismäßig lockere Siedlungsstruktur vor. Besonders charakteristisch sind die großen landwirtschaftlich genutzten Flächen mit Sichtbeziehungen zu den drei mittelalterlichen Kirchen in Niederzell, Mittelzell und Oberzell sowie die Lage dieser markanten Bauten zum See. Die enge Beziehung zwischen Bebauung und Landschaft gehört ganz entscheidend zum Erscheinungsbild der Insel. Diese Siedlungsstruktur auch in Zukunft zu erhalten, stellt eine besondere Herausforderung dar. Mit den herkömmlichen Planungsinstrumenten ist dies schwer zu erreichen. Nach dem Flächennutzungsplan für den Verwaltungsraum Bodanrück-Untersee (Konstanz – Allensbach – Reichenau,

2001 fortgeschrieben) gibt es auf der Insel nur einen geringen Anteil an Bauflächen. In verdichteten Ortslagen, wie man sie andernorts vorfindet, entsprechen die ausgewiesenen Bauflächen meist den „im Zusammenhang bebauten Ortsteilen“ (§34 des Baugesetzbuches). Außerhalb, im Außenbereich, sind im Allgemeinen nur Vorhaben zulässig, die einem landwirtschaftlichen Betrieb dienen. Sie dürfen öffentlichen Belangen – unter anderem des Naturschutzes, der Landschaftspflege und des Denkmalschutzes – nicht entgegenstehen (§35 BauGB). Auf der Reichenau ist aber die Siedlungsentwicklung auch außerhalb der im Flächennutzungsplan ausgewiesenen Bauflächen schon so weit fortgeschritten, dass viele Freiflächen von der Baurechtsbehörde nicht als Teil des Außenbereichs, sondern als Baulücken im Siedlungszusammenhang bewertet werden. Hier darf dann auch ohne Privilegierung gebaut werden. Hinzu kommt die zunehmende Versiegelung von landwirtschaftlich genutzten Flächen durch den Gewächshausbau, der bisher nicht Gegenstand der Bauleitplanung war.

Dieser Verdichtungsprozess wurde nicht nur von der Denkmalpflege in Hinblick auf die Welterbestätte, sondern auch vom Gemeinderat als Problem gesehen. Im März 2007 gab die Gemeinde für die gesamte Insel ein Entwicklungskonzept in Auftrag. Dabei handelt es sich um eine informelle Planung, mit der die Gemeinde ihre städtebaulichen Zielvorstellungen zum Ausdruck bringt. Auf diese Weise wird ein Rahmen für mögliche bauliche Veränderungen im Einklang mit dem erhaltenen Orts- und Landschaftsbild vorgegeben, der bei Bedarf durch weiterführende Planungen oder örtliche Bauvorschriften konkretisiert werden kann. Die Ergebnisse eines solchen von der Gemeinde beschlossenen städtebaulichen Entwicklungskonzeptes sind dann – nach den Vorgaben des Baugesetzbuchs – bei der Aufstellung von Bauleitplänen (Flächennutzungspläne, Bebauungspläne) zu berücksichtigen.

Entwicklungskonzept für Oberzell

In den Jahren 2005 bis 2007 war ein Entwicklungskonzept für Oberzell, den östlichen Teil der Insel, vorausgegangen. Anlass war die konkrete Fragestellung, ob hier ein neues Baugebiet ausgewiesen werden kann. Die in Frage kommende Fläche sollte nicht isoliert betrachtet werden, sondern im Zusammenhang mit der bestehenden Siedlungsstruktur von Oberzell und unter besonderer Berücksichtigung der ehemaligen Stiftskirche St. Georg und ihrer Umgebung.

In enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege wurde besonders die Bedeutung der Freiflächen für die historische Siedlungsstruktur und für das

Erscheinungsbild der Baugruppe mit St. Georg untersucht, ebenso die Sichtachsen zur Kirche und zum See. Außerdem wurde die Fernwirkung der Kirche vom nördlichen und südlichen Ufer des Untersees aus dokumentiert. Die Denkmalpflege brachte die verfügbaren Informationen zur geschichtlichen Bedeutung der überlieferten Kulturlandschaftselemente (Bauten, Freiflächen, Wege usw.) und deren räumlich-funktionalen Bezüge in die Untersuchung ein. Eine wichtige Grundlage bildete – neben den Verzeichnissen der Bau- und Kunstdenkmale und der archäologischen Kulturdenkmale – das historisch-geografische Gutachten zu den überlieferten Strukturen im heutigen Landschaftsbild der Insel, das 1999 vom Landesdenkmalamt in Auftrag gegeben worden war (veröffentlicht im Band „Klosterinsel Reichenau im Bodensee – UNESCO-Weltkulturerbe“, Arbeitsheft 8 des Landesdenkmalamts, Stuttgart 2001). Die neuen Untersuchungsergebnisse wurden im Wer-

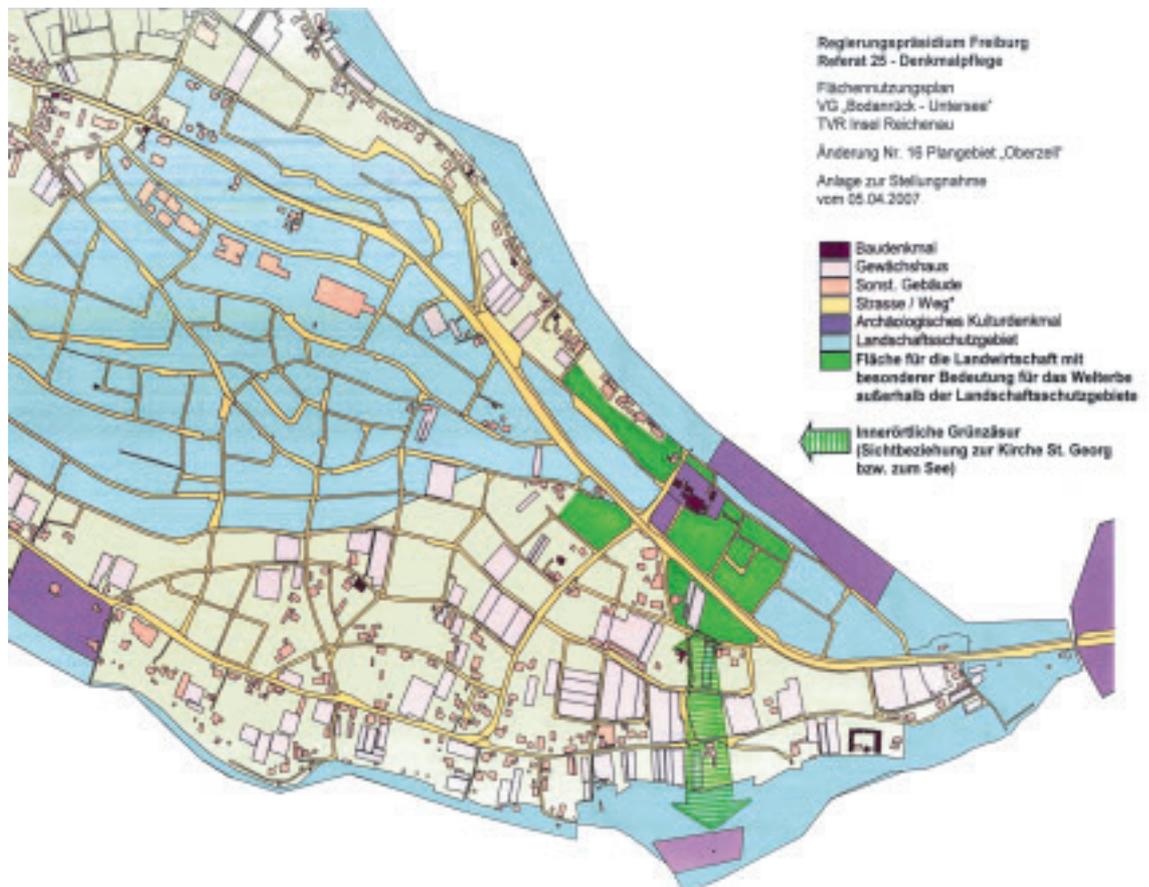
1a+b Reichenau-Oberzell. Landwirtschaftlich genutzte Flächen südlich von St. Georg mit der Landesstraße, 2006.





2a+b Reichenau-Oberzell. Erhaltene Grünstäur und Sichtachse zwischen dem Südufer und St. Georg, im Norden durch ein Gewächshaus beeinträchtigt, 2006.

3 Reichenau-Oberzell. Kartierung der innerörtlichen Grünstäur mit Sichtbeziehungen zu St. Georg bzw. zum See und der landwirtschaftlich genutzten Flächen außerhalb des Landschaftsschutzgebietes, die von besonderer Bedeutung für die historische Siedlungsstruktur der Weltenerbestätte sind, 2007. Kartengrundlage: Wertepian aus der Kulturlandschaftsanalyse von 1999.

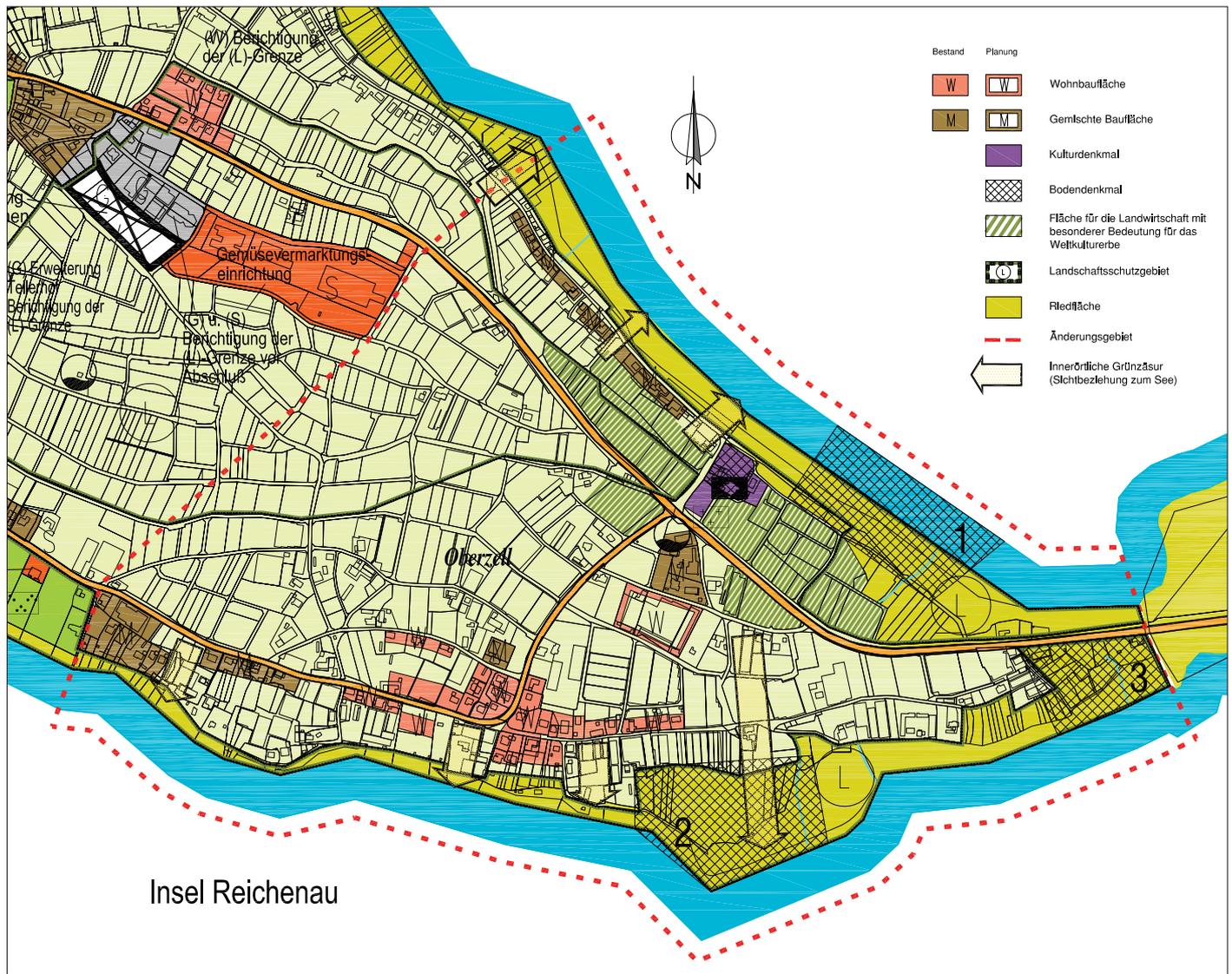


teplan der Kulturlandschaftsanalyse nachgetragen (Abb. 3).

Festgehalten wurde zum Beispiel, welche landwirtschaftlichen Flächen in der näheren Umgebung der Kirche von erheblicher Bedeutung für deren Erscheinungsbild sind. Dazu gehören auch Flächen südlich der Landesstraße, die in diesem Abschnitt erst in den 1930er Jahren trassiert wurde und den bis dahin zusammenhängenden landwirtschaftlich genutzten Bereich um St. Georg zerteilte. Bis auf ein größeres Gewächshaus ist diese Fläche unbebaut geblieben (Abb. 1; 2b; vgl. Luftbild von 1926 in Heft 4/2004, S. 234, Abb. 3).

Ein weiteres wichtiges Element der historischen Siedlungsstruktur ist eine innerörtliche Grünstäur und Sichtachse zwischen St. Georg und dem Südufer. Diese folgt einer Wegeverbindung, die schon auf der Gemarkungskarte der Insel von 1707 dargestellt ist. Trotz eines dichten Gürtels von Gewächshäusern, der seit den 1920er Jahren hier entstanden ist, ist diese Achse noch in wesentlichen Teilen erhalten geblieben – mit Ausnahme des oben genannten großen Gewächshauses südlich von St. Georg und eines kleineren weiter südlich (Abb. 2). Gerade weil diese Zäsur geschmälert ist, ist die noch vorhandene Sichtachse in besonderem Maße erhaltenswert.

Ausgehend von der Analyse der Freiflächen- und Siedlungsstruktur wurden die raumordnerischen und landschaftsplanerischen Leitbilder für den östlichen Teil der Insel definiert. Bestehende Verdichtungsbereiche beziehungsweise Siedlungszusammenhänge wurden den tatsächlichen Verhält-



nissen entsprechend abgegrenzt und Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb dieser Bereiche aufgezeigt. Die Darstellung der Sichtachsen zu St. Georg und innerörtlicher Grünzäsuren, die Sichtbeziehungen zum See gewähren, machte ihre Bedeutung auch für Nicht-Fachleute deutlich. Dieses Konzept bildete – entsprechend den Bestimmungen des Baugesetzbuchs (vgl. oben) – die Grundlage für die Änderung des Flächennutzungsplanes im östlichen Teilbereich der Insel (Abb. 4). Die Bodendenkmale im Uferbereich und die Baugruppe mit St. Georg, ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, wurden im Plan entsprechend gekennzeichnet (nachrichtliche Übernahme gemäß §5 Abs. 4 BauGB). Um auch der Bedeutung des Umfelds von St. Georg Rechnung zu tragen, erhielten die von jeglicher Bebauung – auch von Gewächshäusern – freizuhaltenen Flächen in der Umgebung der Kirche eine eigene Signatur als „Flächen für die Landwirtschaft mit besonderer Bedeutung für das Weltkulturerbe“. Flächen im Landschaftsschutzgebiet erhielten diese Kennzeichnung nicht, auch wenn sie dieselbe Bedeutung für das Welterbe haben; es wird davon

ausgegangen, dass hier bereits aufgrund der Landschaftsschutzgebietsverordnung eine Bebauung ausgeschlossen ist. Innerörtliche Grünzäsuren (Sichtbeziehungen zum See) sind durch Pfeile in Richtung See dargestellt, so auch die Achse zwischen St. Georg und dem südlichen Seeufer. Die beiden Gewächshäuser innerhalb der Sichtachse beziehungsweise der „Fläche für die Landwirtschaft mit besonderer Bedeutung für das Weltkulturerbe“ genießen Bestandsschutz, mit der Darstellung im Flächennutzungsplan wird aber das Ziel zum Ausdruck gebracht, diese Achse in Zukunft zu vervollständigen.

Konzept zur Siedlungsentwicklung auf der Insel

Im nächsten Schritt wurde die Untersuchung auf Mittelzell und Niederzell ausgedehnt. Auf Grundlage einer eingehenden Freiraumanalyse und fachlicher Informationen von Seiten der Denkmalpflege wurde ein umfassendes Konzept zur Siedlungsentwicklung für die gesamte Insel erarbeitet. Das Entwicklungskonzept macht insbesondere

4 Reichenau-Oberzell. Darstellung im Rahmen der Änderung des Flächennutzungsplans (2007).

Aussagen zur Siedlungsstruktur und zeigt, wo landwirtschaftliche Flächen, Gärten, Uferzonen mit Riedflächen oder grüne Zäsuren mit Sichtbeziehungen erhalten werden sollen und wo eine maßvolle Nachverdichtung städtebaulich vertretbar ist. Dies korrespondiert mit dem Freiraumkonzept und dessen Aussagen über die landwirtschaftlichen Flächen, besonders zu schützende Landschaftsbestandteile, die Übergänge von privaten und öffentlichen Flächen und die freizuhaltenen Bereiche. Des Weiteren wird eine Analyse der Gebäude durchgeführt mit dem Ziel, Hinweise zur zukünftige Gestaltung von Neubauten oder bei Umbaumaßnahmen zu geben. Das Prädikat „Welterbe“ soll auch als sichtbare Qualität vermittelt werden.

In Abstimmung mit dem Gemeinderat wurden folgende Leitlinien für die Siedlungsentwicklung formuliert:

- Qualität und Nachhaltigkeit sind die maßgeblichen Leitlinien der Entwicklung.
- Die zentralen Bestandteile der Welterbestätten und ihr Umfeld werden dauerhaft geschützt.
- Die Lebensgrundlagen der Inselbewohner – Gemüsebau und Tourismus – sollen gefördert und mit einer nachhaltigen Entwicklung in Einklang gebracht werden.
- Die Entwicklung soll verlangsamt werden.
- Die Grenze der Versiegelung (Gebäude, Gewächshäuser, Straßen usw.) auf der Insel ist nahezu

erreicht. Bei jeder weiteren Überbauung ist ein Ausgleich in Form einer Entsiegelung anzustreben.

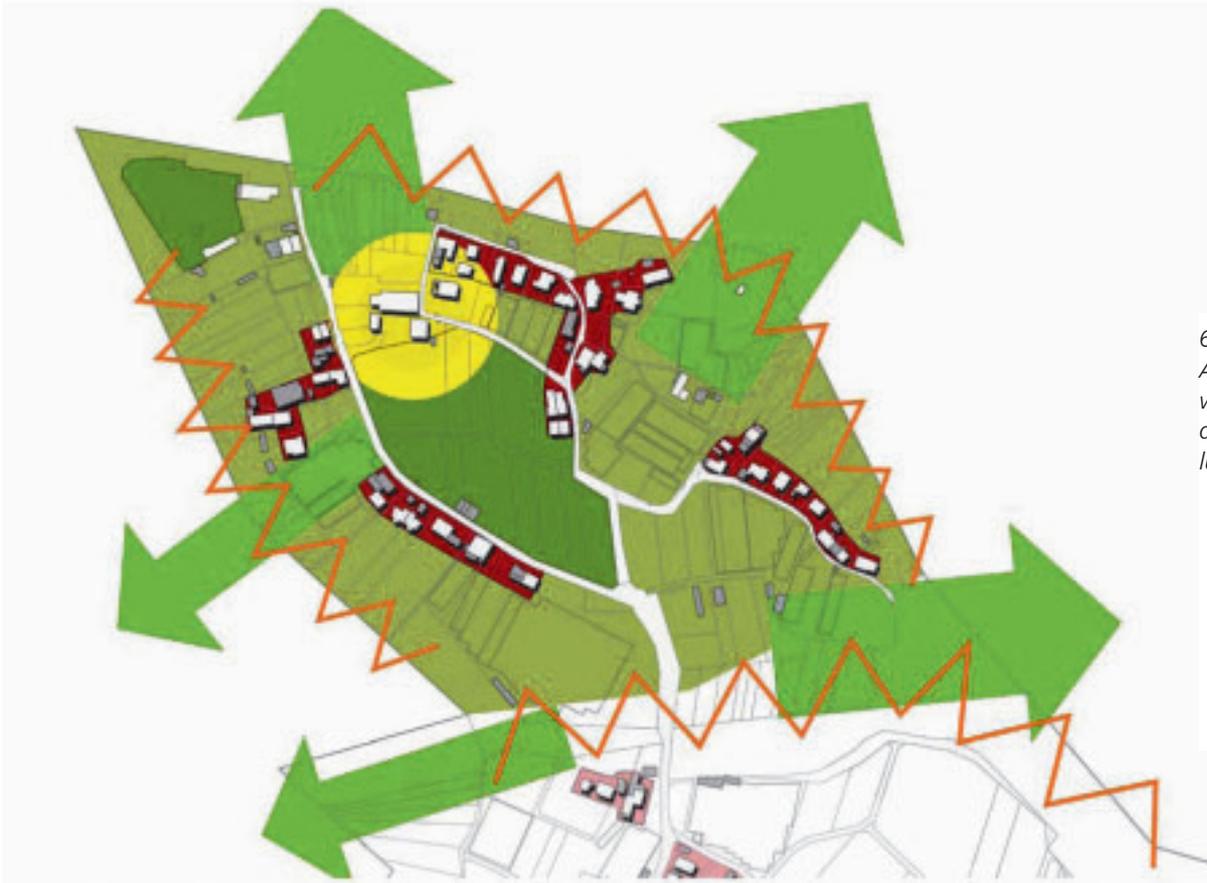
- Der Inselcharakter der Reichenau ist zu stärken und durchgängig wirksam werden zu lassen.
- Wichtige Sichtbeziehungen – zum See und zu den Kirchen, von innen nach außen und von außen nach innen – werden freigehalten und bei allen Planungen und Entscheidungen berücksichtigt.

Zum Thema Wohnen wurden folgende Leitlinien definiert:

- Die Besonderheit der Siedlungsstruktur auf der Insel soll auch für zukünftige Generationen gesichert werden.
- Der Grundsatz der Eigenentwicklung wird ernst genommen.
- Die Erschließung neuer Baugebiete wird nur noch auf dem Festland vorgenommen.
- Die zukünftige Bebauung auf der Insel wird nur noch innerhalb bestehender Baulücken im Siedlungszusammenhang oder in Form von behutsamen Abrundungen zugelassen.
- Privilegierte Bauten, die primär der Unterbringung von Wohnungen dienen, ordnen sich in das Siedlungskonzept ein.
- Siedlungssplitter dürfen dann nicht erweitert werden – auch nicht für privilegierte Bauten –, wenn dadurch ein Zusammenwachsen einzelner Siedlungsteile gefördert wird und dies im Widerspruch zur inseltypischen Siedlungsstruktur steht.

5 Reichenau-Niederzell.
Der westliche Teil der
Gesamtanlage mit
Schloss Windeck, Stifts-
kirche St. Peter und Paul
sowie Pfarrhaus, 1999.





6 Reichenau-Niederzell. Ausschnitt aus dem Entwicklungskonzept für die Insel Reichenau/Siedlungsentwicklung, 2008.

Diese allgemeinen Grundsätze wurden parzellenscharf konkretisiert. Im Plan wurde festgehalten, wo Siedlungszusammenhänge bestehen und – im Umkehrschluss – wo nicht. Auf dieser Grundlage wurden Baulücken und kleine, für die Siedlungsstruktur unschädliche Abrundungen ermittelt. Diese reichen für die angenommene Eigenentwicklung der Inselbewohner in den nächsten 20 Jahren. Die getroffenen Abgrenzungen von Innenbereich und Außenbereich wurden – im Auftrag der Gemeinde – von einem erfahrenen Rechtsanwaltsbüro überprüft. Die im Konzept für die Siedlungsentwicklung festgehaltenen Leitlinien und Ziele bilden eine fundierte Grundlage für die Erhaltung der überlieferten Siedlungsstruktur der Insel und ihre behutsame Fortentwicklung. Die im Konzept aufgezeigten Entwicklungsmöglichkeiten würden auch aus der Sicht der Denkmalpflege das Erscheinungsbild der Welterbestätte nur unerheblich beeinflussen; die wesentlichen Merkmale bleiben davon unberührt.

Das Beispiel Niederzell (Abb. 5; 6) zeigt, dass die Freiraumanalyse der Büros zu ähnlichen Ergebnissen kommt wie die Kulturlandschaftsanalyse von 1999 (s. Heft 3/2004, S. 160, Abb. 11) beziehungsweise dass sie diese berücksichtigt. Daraus ergibt sich, dass hier keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten in Form von Baulücken oder Abrundungen gesehen werden. Dagegen sind selbst im Kernbereich von Mittelzell noch einzelne Baulücken vorhanden, die ohne Beeinträchtigung der histori-

schen Siedlungsstruktur bebaut werden könnten. Für die Seestraße, die entlang des nördlichen Seufers St. Georg (Oberzell) mit Mittelzell verbindet, ist eine Bebauung auf der seeabgewandten Seite der Straße charakteristisch. In Hinblick auf die historische Siedlungsstruktur und das überlieferte Landschaftsbild sollen der Uferstreifen, der Hang oberhalb der heutigen Bebauung und markante Sichtachsen zum See freigehalten werden. Das Entwicklungskonzept und der Flächennutzungsplan (Änderung von 2007) sehen hier bereits innerörtliche Grünzäsuren vor, die die Siedlungsreihe gliedern und Sichtbeziehungen zum See gewähren. Da im Bereich der Seestraße ein deutlicher Veränderungsdruck besteht, hat die Gemeinde für diesen Teilbereich der Insel einen Bebauungsplan erarbeiten lassen, der die Leitlinien des Entwicklungskonzepts und die Festsetzungen des Flächennutzungsplans weiter konkretisiert. Auch in anderen problematischen Bereichen sollen Bebauungspläne bei Bedarf das Entwicklungskonzept ergänzen. Ein Bebauungsplan für die gesamte Insel wäre aber zu aufwendig und würde auch nicht dem Regelungsbedarf entsprechen.

Freiflächen und Gewächshausbau

In einem zweiten Teil des Entwicklungskonzeptes wird der Gewächshausbau behandelt. Angesicht der bisherigen und der zu erwartenden weiteren Entwicklung des Anbaus unter Glas dürfen die

Auswirkungen auf das Landschaftsbild der Insel nicht außer Betracht bleiben. Waren 1954 erst circa 4 ha unter Glas, so hat sich die Fläche bis 2008 auf circa 50 ha erhöht. Somit ist über ein Zehntel der Inselfläche mittlerweile unter Glas. Der prognostizierte weitere Bedarf wird auf etwa 1 ha pro Jahr geschätzt.

Hinzu kommt, dass die Dimensionen der neuen Gewächshäuser eine neue, früher kaum vorstellbare Größenordnung erreicht haben. Noch ist die Hälfte aller Gewächshäuser auf der Insel kleiner als 500 m² je Einheit, für moderne Gewächshäuser wird aber eine Fläche von 10 000 m² (1 ha) als wirtschaftlich sinnvoll angegeben. Diese Gewächshäuser haben eine Stehwandhöhe von 3 bis zu 6 m.

Die älteren, deutlich kleiner dimensionierten Gewächshäuser wirken sich nicht in dem Maße auf das Landschaftsbild und die Sichtbeziehungen aus wie diese großflächigen, deutlich höheren Einheiten. Die Kulturlandschaftsanalyse von 1999 stellt fest, dass die gläsernen Gewächshäuser auf der Reichenau untrennbar mit dem Gemüsebau auf der Insel verbunden sind. Ihre Verbreitung sei zwar nicht deckungsgleich mit dem früheren Gartenland, sie wiesen aber eine deutliche Affinität zu den Siedlungen und den Hausgärten auf. Damit würden die Gewächshäuser die traditionelle intensive Nutzung der siedlungsnahen Haus- und Weingärten fortschreiben. Allerdings könne ihre ständig wachsende Größe dazu führen, dass mit diesen Entwicklungslinien gebrochen werde, da sie dann die historisch geprägten Fluren verdecken. Auch wenn ein bedeutender Teil der Insel als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen ist und dort keine Gewächshäuser mehr errichtet werden dürfen, hat diese Entwicklung den Verlust von zusammenhängenden Freiflächen und damit eine Beeinträchtigung des Landschaftsbildes und der Sichtbeziehungen zu markanten historischen Bauten und zum See zur Folge. Um neben der Siedlungsentwicklung auch den Gewächshausbau gezielt zu steuern und in Einklang mit dem überlieferten Siedlungs- beziehungsweise Landschaftsbild zu bringen, hat die Gemeinde neben dem Konzept für die Siedlungsentwicklung auch ein Entwicklungskonzept für den Gewächshausbau in Auftrag gegeben.

Zunächst wird – wie im Abschnitt „Siedlungsentwicklung“ – die Bestandssituation einschließlich des Landschaftsbildes und der Sichtbeziehungen eingehend untersucht. Auf dieser Grundlage werden Aussagen zur Steuerung des Gewächshausbaus entwickelt. Dabei sollen die unterschiedlichen Themenfelder – Gemüsebau, Denkmalschutz, Natur- und Landschaftsschutz, Tourismus – jeweils angemessen berücksichtigt werden. Dieser Abschnitt ist zurzeit noch in Bearbeitung beziehungs-

weise Abstimmung. Er dürfte ein weiterer wichtiger Baustein in Hinblick auf eine behutsame Entwicklung der Welterbestätte werden.

Literatur

Birgit S. Neuer/Silvia Lazar: Historische Strukturen im heutigen Landschaftsbild der Insel Reichenau. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Kulturgeographie, 1999. Veröffentlicht in: Klosterinsel Reichenau im Bodensee, UNESCO-Weltkulturerbe, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 8, Stuttgart 2001, S. 111–145.

Die Hefte 3 und 4/2004 dieser Zeitschrift mit den genannten Beiträgen zur Klosterinsel Reichenau finden Sie als PDF-Dokumente zum Download auf unserer Homepage www.denkmalpflege-bw.de

Praktischer Hinweis

St. Georg

Vom 1. Juli bis 31. August kann die Kirche nur im Rahmen einer Führung besichtigt werden. Sie finden täglich um 10, 14 und 16 Uhr statt. Ab 1. September ist die Kirche wieder für Einzelbesucher geöffnet.

Die ehemalige Klosterkirche St. Maria und Markus kann jederzeit besichtigt werden

Nähere Informationen bei der Tourist-Information Reichenau, Pirminstraße 145, 78479 Insel Reichenau
Telefon 07534/92070
www.reichenau.de

Bettina Nocke

*Freie Stadtplanerin
Regierungsbaumeister
Gottliebstraße 2
78462 Konstanz*

Dr.-Ing. Erik Roth

*Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege*

Edith Schütze

*Landschaftsarchitektin bdl
faktorgruen
Merzhauser Straße 110
79100 Freiburg*

Die Reithalle bei Schloss Taxis in Dischingen-Trugenhofen Eine Restaurierungsgeschichte

In unmittelbarer Nähe des Schlosses Taxis befindet sich die fürstliche Reithalle. Sie wurde 1775 bis 1776 von Baumeister Johann Georg Hizelberger erbaut. Bereits 100 Jahre später zeigten sich jedoch erhebliche konstruktive Mängel am hölzernen Dachtragwerk, welche durch horizontale Schubkräfte auch Schäden am Mauerwerk verursachten. Nach einem Gutachten zum baulichen Zustand des Reithauses entschied sich 1879 die fürstliche Schlossverwaltung zur Erneuerung des Dachtragwerkes mittels einer eisernen Konstruktion. Die nun durchgeführten Restaurierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen an der Gebäudehülle und der hölzernen Ausstattung brachten ein kultur- und technikgeschichtliches Kleinod ans Licht, welches viele Jahre im Dornröschenschlaf versunken war.

Rolf-Dieter Blumer/Gertrud Clostermann/Hermann Klos/
Andreas Menrad/Markus Numberger

Denkmalpflegerisches Konzept – Ausgangspunkt und Zielsetzung

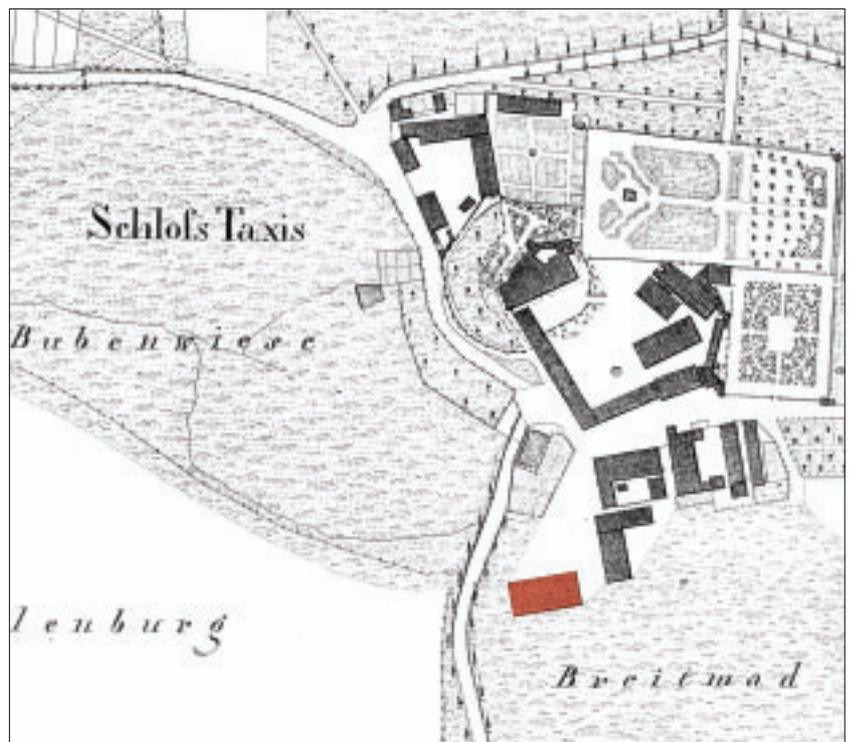
Die fürstliche Reithalle ist Bestandteil der Schlossanlage Taxis bei Dischingen-Trugenhofen (Landkreis Heidenheim), die als Sachgesamtheit ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung darstellt. Die weitläufige Anlage des Schlosses Taxis bildet eine geschichtlich gewachsene Einheit, die sich aus einer mittelalterlichen Burgstelle in mehreren eindrucksvoll nachvollziehbaren Bauphasen entwickelt hat. Seit 1734 dient das Schloss samt umliegendem Territorium als Sommer- und Landsitz der Fürsten von Thurn und Taxis, die mit umfangreichen Erweiterungs- und Umgestaltungsmaßnahmen im 18. und 19. Jahrhundert das heutige Erscheinungsbild maßgeblich prägten, insbesondere auch durch die Einrichtung weitläufiger, durch Alleen verbundener Garten- und Parkbereiche.

Ein undichtes Dach – die ursprüngliche Schieferdeckung war mittlerweile durch Asbestschindeln ersetzt – war im Jahr 2001 Grund für die Kontaktaufnahme der fürstlichen Verwaltung mit den Denkmalschutzbehörden. Es wurde schnell deutlich, dass neben der Erneuerung der Dachhaut und Verbesserung der Tagwasserabführung weitere Maßnahmen zur Instandsetzung der Fassaden mit Fenstern und Türen, der Raumschale und der Emporenausstattung sowie des metallenen Dachtragwerkes angezeigt waren.

Bei näherer Beschäftigung mit dem Bauwerk zeigte sich, dass es Ausstattungen und Befunde aus allen Bauphasen, insbesondere auch aus der Erbau-

ungszeit 1775, zu erhalten galt. So etwa die hölzerne Ausstattung, die als bauzeitlicher Bestand erhalten ist, wie auch die auf Repräsentation gearbeitete Ausgestaltung der kleinen Zuschauerempore. Auf den Fassaden sind in unterschiedlichem Erhaltungszustand bauzeitliche und spätere Putze und Fassungen überliefert. Und dass der Dachstuhl höchste Aufmerksamkeit erforderte, war augenscheinlich, da Material und Konstruktion einerseits baugeschichtliches Interesse und

1 Primärkatasterplan von 1830 mit der farbig hervorgehobenen Reithalle. Die Reithalle mit den Stallungen, dem ehemaligen Reitplatz und den umgebenden Pferdekoppeln ist noch heute in alter Nutzung und ein stimmungsvoller Ort am südlichen Rand der Schlossanlage.





2 Außenansicht der restaurierten Reithalle von Nordosten (2010).

3 Blick von der Empore in den Innenraum der Reithalle (2010).



andererseits Bedenken wegen der statischen Tragfähigkeitsnachweise hervorriefen und zudem zu befürchten war, dass das Tragwerk durch Feuchtigkeit aus dem schadhaften Dach bereits Korrosionsschäden haben könnte. Aus den erwähnten Gründen wurden daher zunächst restauratorische und baugeschichtliche Untersuchungen an der Reithalle durchgeführt, um so nähere Kenntnisse zum Bestand und Grundlagen für eine fachgerechte Instandsetzung zu gewinnen.

... dass die neue Bedachung von Eisen hergestellt werde – die baugeschichtliche Entwicklung

Zur Erbauung der Reithalle, die ursprünglich als Reitschule, dann als Reithaus bezeichnet wurde, gibt es nur sehr wenige Informationen. In Akten zur Pfarrkirche Dischingen-Eglingen wird unter dem 9. Januar 1775 erwähnt, dass der Baumeister Johann Georg Hizelberger den anderen „zweiten Riß über das Reuthaus demnächst“ nachreichen wird. Entsprechend dürften die Bauarbeiten am Reithaus wohl erst im Laufe des Jahres 1775 begonnen worden sein. In einer Akte vom 20. September 1776 wird bereits von der bevorstehenden Vollendung der Bauarbeiten berichtet: „[...] die Reitschule und Comoedihaus aber bis an das Bodenlegen und die untere Bretterwand in ersterer allerdings vollkommen hergestellt sind, [...]“.

Nach gerade einmal 100 Jahren zeigte das Reithaus schon größere bauliche Schäden und konstruktive Mängel, weshalb am 23. Oktober 1877 ein Gutachten zum baulichen Zustand des Gebäudes erstellt wurde, welches folgende Ergebnisse erbrachte:

„[...] Die beiden Dachwalme auf der Ost- und Westseite sind in schwacher, beständiger Bewegung nach Außen und sind in Folge dessen sämtliche Zapfenlöcher der Windruthen & Büge ausge-

schlitzt. [...] Die Sparren & hauptsächlich die Balkenköpfe, die sämtlich im Gesimsmauerwerk eingeschlossen und vollkommen vermorscht & verfault sind, bieten der ganzen Holzconstruktion nicht mehr den nöthigen Widerstand. Durch die Bewegung der Dachconstruktion ist das ganze Dachgesims, sowie ein Theil des Stockmauerwerks ganz destruiert [...] Eine Reparatur des gesamten Holzwerkes ist nicht nur mit großen Unkosten verbunden, sondern die Auswechslungsarbeiten usw. können niemals so ausgeführt werden, daß eine vollständige Sicherheit vorhanden wäre, da eben das Stockmauerwerk stellenweise auch schadhaft ist.

Der Antrag des Unterzeichneten geht nun dahin, fürstliche Schloßverwaltung wolle bei höchster Stelle dahin wirken, daß:

1.) die gesamte Dachconstruktion abgetragen werde.

2.) das Stockmauerwerk bis auf die Höhe der Widerlager von den Fensterstürzen entfernt werde; und dann entweder:

1.) die Stockmauern mit den vorhandenen Brettern der Bodenbelage abgedeckt, oder

2.) die neue Bedachung von Eisen hergestellt werde.

[...] Ich erlaube mir übrigens auf eine ähnliche Ausführung einer eisernen Dachconstruktion in der Garnison Dillingen aufmerksam zu machen. Eine Skizze für eine eiserne Dachung liegt an, desgleichen eine Zusammenstellung des durch Abbruch, des alten Dachstuhls, gewonnenen Holzes. [...]“.

Im Sommer 1878 werden die Arbeiten für das neue, eiserne Dachtragwerk der Reithalle ausgeschrieben. Dazu werden drei in Stuttgart ansässige Maschinenfabriken um Abgabe von Angeboten gebeten. Nach mehreren Verhandlungen zwischen den Bieterinnen und der fürstlichen Schlossverwaltung entschied sich im Februar 1879 die Herzogin Helene Caroline von Thurn und Taxis für die Sanierung der

Reithalle und für die Errichtung eines eisernen Dachtragwerkes. Mit Vertrag vom März/April 1879 wurde die Stuttgarter Firma August Müller & Theodor Linck beauftragt, die sich bereits mit der Eisenkonstruktion für das Glasdach des Königsbaus in Stuttgart und diversen Großgewächshäusern in Württemberg einen Namen gemacht hatte. Laut Vertrag hatte die Firma Müller & Linck nicht nur die Eisenkonstruktion zu liefern, sondern war auch für die Dachverschalung und Dacheindeckung mit Schiefer zuständig:

„Die genannte Firma übernimmt [...] zum Zweck der Herstellung des Dachstuhles ob dem Reithause in Schloß Taxis die Lieferung der eisernen Dachkonstruktion, die Herstellung der Dachverschalung und die Eindeckung mit französischem Schiefer unter folgenden Bedingungen:

§1. Die Dachconstruction ist nach den anliegenden Detail-Plänen auszuführen. Für Lieferung, Aufstellung und Transport derselben bis zur Eisenbahn-Station Heidenheim oder Giengen, dann für einmaligen Oelfarben-Anstrich aller Eisentheile wird pro einhundert Kilogramm ein Preis von 35 Mark vereinbart.“

Zudem wurden im Vertrag Garantiebedingungen für das neue Dach festgelegt:

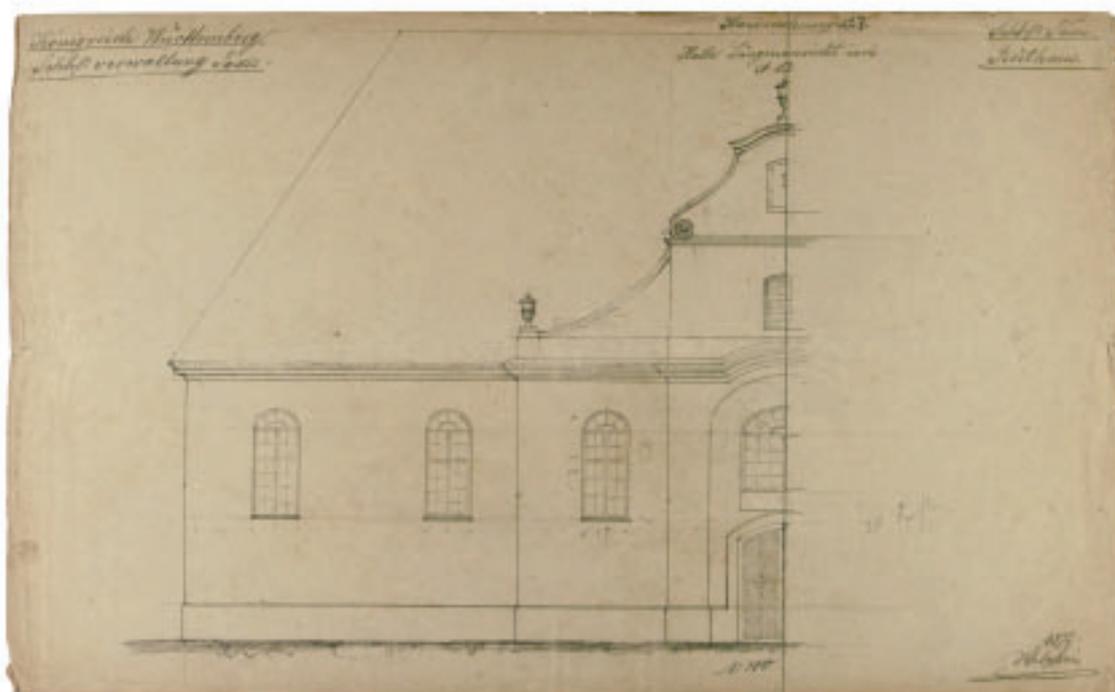
„§10. Die Firma Müller und Link haftet Drei Jahre lang von der Auf- und Uebernahme des Dachstuhles an gerechnet – für Solidität und dauernde Tüchtigkeit der übernommenen Lieferungen und resp. Arbeiten in der Weise, daß von ihr alle während dieser Gewährzeit zu Tage kommenden Fehler und Schäden an der Eisenconstruction, an dem Schieferdache und der Dachverschalung sofort nach deßfallsiger Aufforderung ohne irgend einen Anspruch auf Vergütung für Reisespesen, Mate-

rialien und Tagelöhne beseitigt werden. Schäden, welche durch Hagelschlag, Sturm oder Blitz verursacht werden, werden von der fürstl. Schloßverwaltung gewendet. [...]“

Die Montage des stählernen Dachstuhls erfolgte im August 1879. Die Eisenteile sollten mit eisengrauer, die Holzteile mit brauner Ölfarbe gestrichen werden. Die Zinkgesimse und Regenrinnen wurden von der Metallwarenfabrik Franz Schörg & Sohn aus München gefertigt. Die Schiefereindeckung wurde von der Firma Pect und Knaus aus Schwäbisch Gmünd durchgeführt.

Das stählerne Dachtragwerk – Metallkundliche Untersuchung

Wie eingangs erwähnt, kam die fürstliche Verwaltung Thurn und Taxis im Jahr 2001 auf die Denkmalschutzbehörden zu, da die Dachabdichtung der Reithalle nicht mehr intakt war. Hier stellte sich nun die Frage, ob dadurch auch das stählerne Dachtragwerk in Mitleidenschaft gezogen wurde und möglicherweise Korrosionsschäden oder statische Probleme vorlagen. Zur Durchführung einer denkmalgerechten Sanierung an historischen Stahlbauten ist es zumeist notwendig, Bohrkernproben zu entnehmen und diese metallkundlich zu untersuchen. Stähle, die vor der Einführung der Stahlnormung im Jahr 1920 verbaut wurden, sind nicht typisiert und müssen daher auf ihre Werkstoffeigenschaften und die daraus resultierende Festigkeit und Tragfähigkeit überprüft werden. Die Erfahrung hat jedoch bislang gezeigt, dass historische Stähle im Allgemeinen höhere Festigkeiten aufweisen als moderne Baustähle. Bei diesen modernen Stählen



4 Halbseitige Ansicht der Reithalle von 1872 mit der alten Dachkonstruktion und den Zwerchhäusern.

wird nur die Festigkeit garantiert; deren Korrosionsverhalten und Kerbschlagzähigkeit ist allerdings häufig schlechter als bei historischen Stählen.

Zur Untersuchung wurden vom Landesamt für Denkmalpflege mehrere Proben aus dem stählernen Dachstuhl der Reithalle entnommen. Durch diese Proben sollten anhand metallkundlicher Untersuchungen Aussagen über die Art und die Güte sowie das Materialverhalten der historischen Stähle ermittelt werden. Zur Auslegung der Wind- und Schneelasten und der statischen Berechnungen sollten diese Werte als Grundlage dienen. Durch die so gewonnenen Werkstoffkennwerte wurde eine Nachrechnung des Tragsystems erst möglich. Darüber hinaus gelang es, das historische Korrosionsschutzsystem des stählernen Dachtragwerkes zu ermitteln sowie Aussagen über das zu erwartende Korrosionsverhalten zu machen.

Untersuchungsergebnisse

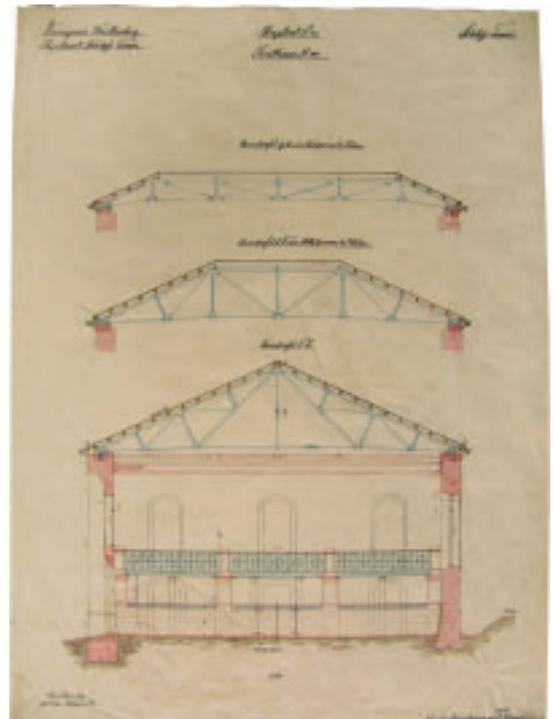
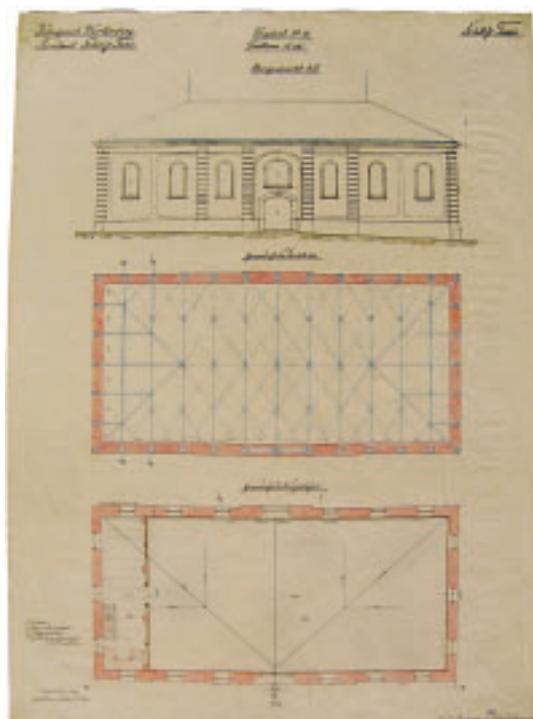
In den Bohrkernen, die als metallografische Anschliffe präpariert wurden, war bereits im ungeätzten Zustand zu erkennen, dass sie in den Schliffen zahlreiche dunkle Einschlüsse aufwiesen. Bei diesen Einschlüssen handelt es sich unzweifelhaft um Schlackeneinschlüsse. Hier liegt offensichtlich ein so genannter Puddelstahl vor: Stahlqualitäten, wie sie zum Beispiel in den Hüttenwerken der in der Nähe liegenden Gemeinde Königsbronn hergestellt wurden. Diese Stähle entsprechen dem Stand der damaligen Technik und sind aufgrund ihres schichtigen Aufbaus als sehr knickstabil zu bezeichnen und daher sehr gut als tragende Konstruktionsteile zu verwenden. Die aus diesem Stahl

gewalzten Profile zeigen Materialeigenschaften, wie wir sie von Damaststählen kennen. In den Randzonen der Schliffe sind ausgeprägte Walzhautreste zu sehen, die eine sehr gute Korrosionsschutzwirkung (Diffusionsbarriere) aufweisen. Ein Mennige-Anstrich als zusätzlicher Korrosionsschutz war nur in einem sehr dünnen Film und bereits stark abgewittert auf dem Tragwerk vorhanden. Korrosion konnte sich aufgrund der Stahlgüte nur in sehr geringem Maß ausbilden.

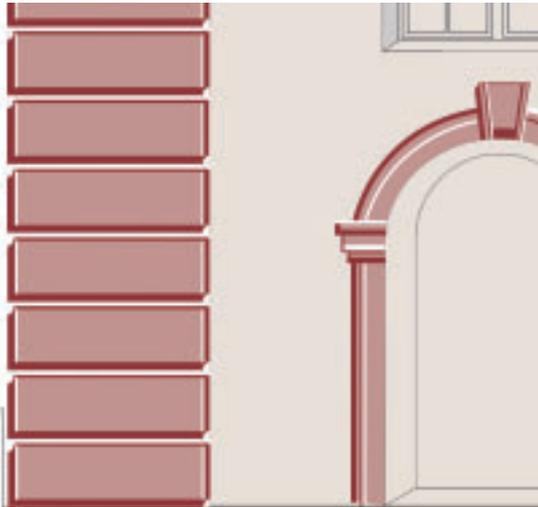
Es wird durch die metallkundlichen Analysen erkennbar, dass die Stahlproben der in Dischingen eingesetzten Träger sehr unterschiedlich sind. Besonders die unterschiedlichen Mangan-, Schwefel- und Kupfergehalte lassen vermuten, dass die Stähle möglicherweise von verschiedenen Puddelstahlherstellern geliefert wurden oder zumindest aus verschiedenen Herstellchargen stammen.

Zusammenfassung der Erkenntnisse

Es ist eindeutig, dass für wesentliche Teile des stählernen Dachstuhls der Reithalle bei Schloss Taxis Puddelstähle verwendet wurden. Ob es sich um Königsbronner Produktion oder Produktion aus Wasseralfingen beziehungsweise Heidenheim handelt, was naheliegen würde, kann nicht schlüssig bewiesen werden. Dazu kennen wir leider bisher zu wenige Objekte dieser Hersteller aus entsprechender Zeit. Die Eigenschaften dieser Stähle können im Vergleich zu modernen Stählen als ausreichend bis gut bezeichnet werden, denn die wesentlichen Vorgaben für heutige Baustähle – Typ S235JRG2 (RSt37-2) – werden von allen untersuchten Stahlproben erfüllt. Insofern erscheint es



5a+b Planunterlagen des Brunnenwerts Schmid aus dem Jahr 1879.



zulässig, die konstruktive Nachrechnung des Dachstuhls und dessen Auslegung gegen Wind- und Schneelasten auf der Basis eines modernen Baustahls durchzuführen, wobei aber geringere plastische Verformbarkeiten bei erhöhten Verfestigungstendenzen der alten Stähle zu berücksichtigen sind. Die Korrosionserscheinungen, soweit sie überhaupt beobachtet werden konnten, erscheinen insgesamt wenig intensiv. Es wird aber deutlich, dass die Korrosion relativ häufig unterhalb des bereits stark abgebauten Korrosionsschutzsystems auftritt, das heißt, die Sanierung musste dies berücksichtigen, indem die nur noch lose aufsitzenden Farbanstriche durchgeölt und gefestigt wurden. Dabei durften die zum Teil noch gut erhaltenen Walzzunderschichten nicht angegriffen werden. Alles in allem steht nach erfolgter Sanierung einer langfristigen Standzeit der Stahlkonstruktion des Dachstuhls der Reithalle nichts im Wege.

Die Fassaden – Bestand und Restaurierungsmaßnahmen

Der repräsentative Charakter der Reithalle zeigt sich nicht nur in der Formensprache der Architektur, sondern auch in der farblichen Gestaltung der Fassaden.

Zur Vorbereitung der umfassenden Instandsetzung wurden die Wandflächen vom Gerüst aus komplett erfasst und kartiert, sowohl im Hinblick auf Befunde zu den verschiedenen Renovierungsphasen als auch auf deren Erhaltungszustand.

Die Konservierungsmethodik wurde durch naturwissenschaftliche Beprobung von Musterflächen optimiert. Daraufhin erfolgte die Ausführung einer großflächigen Musterachse, die im Jahr darauf – nach einem Winter Standzeit – bewertet werden konnte, bevor dann die Gesamtmaßnahme umgesetzt wurde. Auf diese Weise gelang der Erhalt eines großen Teils des überkommenen Bestandes und insbesondere von Farbfassungsbereichen der Entstehungszeit und späterer Phasen.



6 Rekonstruktion der Architekturmalerei von 1775 an der Ostseite: Licht- und Schattenkanten illusionieren profilierten Werkstein.

7 Südfassade, Ecklisenen oben rechts: Die gemalten Eckquader der Barockfassung, überdeckt von der schmälere Putz-Lisenen der 1870er Jahre. Die Ausbrüche innerhalb der Malerei sind bereits restauratorisch gekittet. In den großen Fehlstellen oberhalb ist bereits der aufgeraute Grundputz zu erkennen.

Befundlage

Der ursprüngliche barocke Bau unterschied sich deutlich von den späteren Phasen, auch wenn in den nachfolgenden Fassungen einzelne Gestaltungselemente übernommen wurden. Wie in barocker Zeit bei flächig verputzten Gebäuden weit verbreitet, sollte durch illusionistische Architekturmalerei der Eindruck profilierter Werkstein-Gliederungen vermittelt werden: hier in hellerer Absetzung zum Wandton in gebrochenem Weiß. Gemalte Pilaster betonen die Gebäudekanten und rahmen alle Fenster und Türen. Plastizität wird der Malerei durch Licht- und Schattenlinien verliehen, die eine schmale Aufkantung der Rahmung zur Wand hin vortäuschen. Dabei ist die Lichtführung aber nicht immer logisch. Rosa-farbene Rechteckfelder mit verkröpften Ecken unterhalb der Fenster, hellrot umrahmt und mit einem Schlussstein oben in der Mitte finden sich nur auf der dem Schloss zugewandten Schauseite nach Nord. In deren mittiger Nischenkalotte über dem Eingang befinden sich noch schwach erkennbare Reste einer nicht mehr nachvollziehbaren Dekorationsmalerei.

Technologisch kurios ist, dass dem Kalkmörtel, der 3 bis 7 cm stark über dem Bruchsteinmauerwerk liegt, zur Armierung nicht Kälberhaare, wie häufiger anzutreffen, sondern Rosshaare beigegeben sind – was bei einer Reithalle ja durchaus naheliegt. Zahlreiche Ritzungen wurden gleich in den geglätteten, noch nassen Putz gezogen, um die Malerikonturen anzulegen. Vom raschen Arbeitsfortschritt profitierte auch die Malerei: Sie hat eine noch weitgehend freskale Einbindung in den Putz erfahren und sich, wo dieser noch vorhanden war, meist relativ gut erhalten.

Die zweite Fassung, eine Wiederholung der ersten Bemalung auf weißer Tünche, ist im Gegensatz dazu nur noch fragmentarisch erhalten – bei ihrem Auftrag war der Verputz längst durchcarbonatisiert (d. h. erhärtet).

Die dritte Fassung findet sich als unterste Schicht auf der neu aufgebauten Mauerkrone der späten 1870er Jahre und ist daher eindeutig diesem umfassenden spätklassizistischen Umbau zuzuordnen. Die im Barock noch gemalten Ecklisenen wurden nun mit Mörtel plastisch in fast gleicher Quaderhöhe, jedoch mit versetzten Fugen und insgesamt schmaler aufgetragen. Die Öffnungen erhielten erhabene Rahmungen im Abstand von ca. 20 cm zur Leibungskante, die später wieder komplett abgeschlagen wurden. Nur Stücke der Ziegelarmierungen verblieben in der Wand. Daher ist der Querschnitt der Rahmungen nicht mehr belegbar – anzunehmen sind Halbrundprofile. Die Wandflächen wurden mit einer feinkörnigen Schlämme überzogen und in leicht gelblich getöntem Weiß gestrichen. Pilaster und Rahmungen standen in kräftigem Ockergelb. Fenster und wohl auch Türen waren dazu in gelblichem Braun dunkler abgesetzt. Bei der vierten Fassung waren eine helle grau-grünliche Tünche, aber keine Gliederungen mehr festzustellen.

Der fünfte und letzte Anstrich zeigte einen gelblich-braunen Wandton zu rötlich-braunen Gliederungen. Zu ihm gehörten zementhaltige Mörtelergänzungen, der komplett erneuerte Verputz der Westwand und aller Sockelzonen.

Zustand und Konservierungskonzept

Die barocken Wandverputze hatten vor allem unter massiver Feuchtigkeitsbelastung durch die über Jahrzehnte schadhafte Wasserableitungen gelitten und daher erheblich an struktureller Festigkeit und Haftung eingebüßt. Neben Hohlstellen zum putztechnisch partiell problematischen Mauerwerk (aufgrund der zahlreich verwendeten Kalksteine) hatten sich schalige Trennungen von Ober- und Unterputz ergeben, die nicht zuletzt aufgrund des Überziehens mit hartem, spannungsreichem Zementmörtel in Stärken von 1 bis 30 mm entstanden. Auch bei den Farbfassungsschichten und Schlämmen waren umfänglich Schichtentrennungen, Aufwölbungen und Entfestigungen zu beobachten. Über weite Bereiche waren die Oberflächen von Flechten und anderen mikrobiologischen Belägen besiedelt.

Das Restaurierungskonzept sah vor, schadhafte jüngere Putzergänzungen beziehungsweise -überdeckungen zu entfernen, vor allem diejenigen mit hohem Zementanteil, sofern dies ohne Beschädigung der älteren Oberflächen möglich war. Da dies nur mechanisch und sehr behutsam durchgeführt werden konnte, war der Aufwand erheblich.

Die zu erhaltenden Verputze mit ihren Fassungen waren zu reinigen, wobei die biogenen Beläge nach Anweichen und anschließendem vorsichtigen Abspülen mit speziellem Wasserstrahlgerät von

den gefährdeten Oberflächen abzulösen waren. Abschließend wurden sie präventiv fungizid behandelt.

Der barocke Bestand mit den anhaftenden jüngeren Schichten war durch mineralisch aushärtende Festigungsmittel und Injektionsmörtel zu stabilisieren, wo dies mit aktuellen restauratorischen Methoden und angemessenem Aufwand durchführbar war. Bei den Injektionsmörteln zum Hinterfüllen von Putzhohlstellen konnten bewährte Mischungen in modifizierter Form verwendet werden. Die Mittel zur strukturellen Festigung und deren Anwendung waren jedoch den Materialeigenschaften der mürben Mörtel durch Testreihen anzupassen. Diese wurden in Abstimmung mit der Materialprüfungsanstalt (MPA) der Universität Stuttgart und dem ausführenden Fachrestaurator für Wandmalerei/Architekturfassung angelegt und nach erfolgten Analysen gemeinsam bewertet.

In der Bestands- und Zustandskartierung konkretisierte sich der augenscheinliche Eindruck von der Putzsituation: Der erhaltene barocke Nordseitenverputz zeigte eine Vielzahl von Fehlstellen mit Ausbrüchen meist bis auf das Mauerwerk und massive Schadensbilder. Der Grund hierfür lag in der ständig einwirkenden Feuchtigkeit, die nicht zuletzt wegen der mittlerweile dicht anstehenden Bäume nie abtrocknen konnte und zu Frostschäden im Winter führte. Deutlich besser waren die Süd- und am besten die Ostseite erhalten. Kein Altbestand fand sich unter dem Neuputz der Westseite.

Nach der jetzigen Instandsetzung blieb an der knapp 360 m² großen Nordfassade ungefähr die Hälfte von den 210 m² des überkommenen, jedoch stark geschädigten Barockputzes erhalten, der komplett gefestigt wurde. Vom reichlichen und intakter überlieferten Altputz der Südseite blieben vier Fünftel, von demjenigen der Ostwand nahezu aller erhalten. Auch der Festigungsaufwand konnte hier reduziert werden.

Zu den umfangreicheren restauratorischen Maßnahmen zählten noch das Schließen sämtlicher Fehlstellen des Altbestandes und der Risse, die größtenteils zunächst mit Feinstsuspensionen zu stabilisieren waren, und die Konservierung von Steinbereichen.

Handwerklich ausgetauscht gegen leicht hydraulische Kalkmörtel wurden größere Bereiche jüngerer Zementmörtel, so komplett derjenige der Sockelzonen und der 1878 neu aufgemauerten Traufzone. Der neuere Westwandverputz wurde belassen.

Zunächst wurde nur als Option in Erwägung gezogen, den konservierten Bestand mittels eines zusätzlicher dünn-schichtigen Putzauftrags auf den gesamten Rücklageflächen vor dem rauen Ostalbklima zu schützen und damit gleichzeitig dem Eigentümerwunsch nach möglichst gleichmäßiger

Gesamterscheinung zu entsprechen. Da ein weiterer Vorteil war, dass sich ein Kalkanstrich freskal und somit besonders haltbar auf den frischen Putzüberzug aufbringen lässt, wurde die Ausführung beschlossen. Da der Auftrag an einen mit Reinkalkmörtel erfahrenen Stuck- und Putzerbetrieb ging, konnte, zugunsten eines solchen rein mineralischen Mörtels, sogar auf den in der Musterachse noch verwendeten, kunstharzhaltigen Mörtel verzichtet werden.

Bezüglich der Farbgebung gab es keine sinnvolle Alternative zu derjenigen der spätklassizistischen Umbauphase der späten 1870er Jahre, die das Gebäude durch Dachform und -konstruktion wie auch die Umgebung mit Schloss und Nebengebäuden heute bestimmt. Eine Rekonstruktion der barocken Fassung wäre nur unter Aufgabe der im 19. Jahrhundert plastisch ausgebildeten Eckpilaster möglich gewesen und hätte ein in dieser Form nie existenten, denkmalpflegerisch inakzeptablen Mischzustand ergeben. Somit kam nur die Fassung mit schwach gelblichem Weiß für die Flächen und kräftigem Gelbocker für die Gliederungen in Frage. Auf die Rekonstruktion der die Öffnungen umgebenden Profile dieser Gestaltungsphase wurde verzichtet, zumal deren Form nicht mehr nachvollziehbar war. Einige „Fenster in die Geschichte“ wurden bei der Neufassung ausgespart. In ihnen ist die barocke Farbfassung sichtbar, die nach der Konservierung minimal ergänzt wurde.

Die hölzerne Ausstattung – Bauzeitliche Fenster mit bauzeitlichen Mängeln

In der Reithalle ist die hölzerne Ausstattung als kompletter bauzeitlicher Bestand erhalten. Er zeigt allerdings sehr unterschiedliche, frühere Eingriffe und Veränderungen. Die Portale, die Treppe zur Empore und der gegliederte Tafelparkettboden auf der Empore erwiesen sich als nahezu schadensfrei und in einem guten substanziellen Zustand. Diese Elemente konnten daher mit geringem Aufwand instand gesetzt werden. Völlig anders sah es



beim umfangreichen Fensterbestand aus. Offensichtlich waren an den Fenstern seit vielen Jahrzehnten keine Wartungs- und Instandsetzungsarbeiten mehr durchgeführt worden. Die lange Vernachlässigung und dauernde Durchfeuchtung der Holzsubstanz hatten trotz der verwendeten Eiche in Teilbereichen eine humusartige Holzkonsistenz erzeugt.

Die sorgfältige Gestaltung der Fenster entspricht in Material, Konstruktion und Detailformen dem herrschaftlichen Repräsentationsbau des 18. Jahrhunderts. Die über 3 m hohen Eichenholzfenster besitzen im unteren Teil vier Flügel. Durch Karniesbleiruten werden die Glasflächen in 24 nahezu gleich große, leicht hochrechteckige Glasfelder gegliedert. Das Korbogenerlicht über dem Kämpfer ist als Kippflügel ausgebildet und weist eine aufwendige Gliederung mit kleinem Korbogenerlicht und drei Segmentsprossen auf. Bei den Beschlägen handelt es sich um zeittypische, geschmiedete Eckwinkelbänder mit Stützkloben und aufgedrehte Vorreiber, alle mit barocker Detailgestaltung.

Die Fenster haben außen eine klare, kantige Gliederung. Zum Rauminnen hin ist das Kämpferholz gefällig profiliert, die Flügelkanten sind gefast. Die unteren Querhölzer der Fensterflügel besitzen keine Wetterschenkel, wodurch bei Schlagregen und Winddruck das Wasser ungehindert nach innen laufen kann. Eindringender Schlagregen sowie das durch die Nutzung des Gebäudes in großem Umfang anfallende Kondenswasser werden in einer Blechwanne gesammelt. Sie ist am unteren, waagerechten Rahmenholz angebracht, hat einen relativ großen Querschnitt und leitet das Wasser über Ablaufröhrchen nach außen.

Dieses Prinzip kann durchaus funktionieren, erfordert jedoch einen hohen Wartungsaufwand, der in diesem Falle nur unter erschwerten Bedingungen zu leisten ist: Die Fenster liegen ca. 5 m über dem Hallenboden.



- Fehlbeton
- Zementergänzung
- gefährdete Zone
- Anböschung
- Putz abgenommen

8 Nordseite, Wandfeld links der Eingangsnische im Vorzustand: größtenteils die schadhafte, wieder freigewitterte Farbfassung des Barock, mit zahlreichen zementhaltigen Putzergänzungen des letzten Jahrhunderts.

9 Kartierung von Bestand und Zustand der Mörtel.



10 Nordseite, Wandfeld links der Eingangsnische, Endzustand: Sichtfenster auf die Architekturmalerei von 1775 – Werksteinimitation.

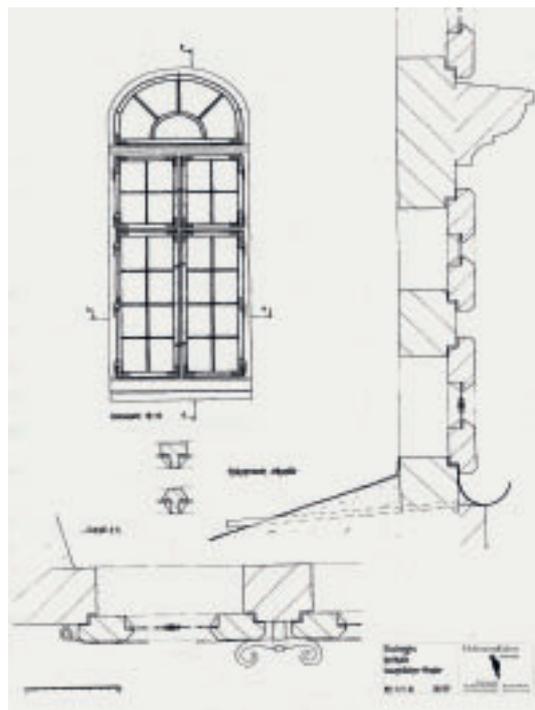


11 Empore mit aufwendig gegliedertem Tafelparkettboden.

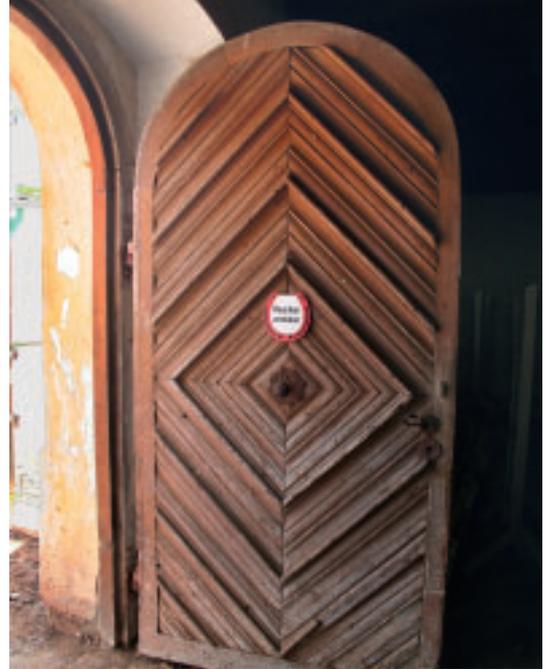
12 Portal mit aufwendigen Profilierungen und hochwertigen Beschlägen.

Fachlich wünschenswert – aber finanziell unmöglich

Bei früheren Maßnahmen, vermutlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wurden bei einem Großteil der unteren Drehflügel die Bleisprossen und die originale Verglasung ausgebaut. Stattdessen wurden in handwerklich sehr grober Weise Holzsprossen mit von außen eingekitteten Scheiben eingefügt. Dieser unbefriedigende Befund von hochwertigem Original mit unqualifizierter Ergänzung legte nahe, bei den anstehenden Reparaturen den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen. Die gründlichen Bestandsuntersuchungen und der Schadensumfang ergaben jedoch hochgerechnete Instandsetzungskosten, die deutlich über das zur Verfügung stehende Budget hinausgingen. Um die Fenster dennoch zu erhalten, wurden in Abstimmung mit den Architekten und dem Landes-



13 Zeichnerische Dokumentation der bauzeitlichen Fenster.



amt für Denkmalpflege alternative Konzepte erarbeitet. Sie verfolgten das Ziel, alle Maßnahmen auf rein bestandssichernde und bestandserhaltende Arbeiten zu beschränken. Berücksichtigt wurde dabei insbesondere die momentane und künftige Nutzung des Gebäudes als Reithalle: Abgesehen von wenigen gut zugänglichen Fenstern auf der Empore ist die Mehrzahl der Fenster nicht für den täglichen Gebrauch und die Lüftung notwendig.

Folgende Restaurierungs- und Instandsetzungsgrundsätze wurden festgelegt:

1. Konservierung und Sicherung des vorhandenen Bestandes hat Vorrang.
2. Keine generelle Wiederherstellung des bauzeitlichen Zustands durch Wiedereinbau der Bleisprossen.
3. Einfache Sicherungs- und Schutzmaßnahmen früherer Reparaturen wie Bandagen, hölzerne oder eiserne Hilfskonstruktionen oder Verblechungen werden belassen, soweit sie intakt und stabil sind.
4. Oberflächen werden nur gereinigt und zweimal lasierend auf Leinöl/Tungöl-Basis und nach Befund pigmentiert gestrichen.
5. Verzicht auf einwandfreie Funktion aller Fensterflügel, die nicht in Gebrauch sind; sie werden mit offenen und reversiblen Verschraubungen fixiert.
6. Verzicht auf kleinteilige Einzelreparaturen, stattdessen kostengünstigere Systemreparaturen, die bei geringfügig höheren Verlusten an originaler Substanz deutlich kostengünstiger sind.

Maßgeschneiderte Reparaturschritte retten das Budget

Unter Beachtung der gemeinsam entwickelten Restaurierungsgrundsätze sah die Umsetzung dann folgendermaßen aus:

Der Rückbau der später eingebrachten Holzsprossen erfolgte nur dort, wo sie nicht mehr zu reparieren waren. Die groben Ausnehmungen an den Flü-

gelrahmen wurden durch vorgefertigte und vereinheitlichte Ersatzstücke geschlossen.

Beim Wiedereinbauen von Bleisprossen wurden handelsübliche und damit kostengünstigere, gezogene Bleisprossen eingesetzt. Der fehlende konstruktive Wetterschutz – wegen nichtvorhandener Wetterschenkel – wurde durch einfache, äußere Aufblechungen ersetzt. Bereits vorhandene, einfache Sicherungsmaßnahmen wurden belassen und bei Bedarf in ähnlicher Bauart ausgeführt.

Jede der genannten Maßnahmen trug zur erheblichen Reduzierung der Kosten bei. Diese summieren sich schließlich auf nur die Hälfte des ursprünglich angesetzten Betrages und sichern doch den wertvollen Fensterbestand für die nächsten Jahrzehnte. Die materielle, konstruktive und formale Überlieferung der Fenster geht dadurch nicht verloren. Zukünftigen Maßnahmen bei veränderten Nutzungsanforderungen steht nichts im Wege.

Resümee

Im Rückblick hat sich die Qualität des Dachtragwerks als ebenso stabil herausgestellt wie das Bauwerk insgesamt. Mit dem Abschluss der Gesamt-



14 Handgeschmiedeter Doppelvorreiber, barocke Form.

instandsetzung 2008 kann festgehalten werden, dass über die Schadensbehebung hinaus das denkmalpflegerische Ziel erreicht wurde, der Reithalle ihre geschichtliche Aussagefähigkeit zu erhalten, aber auch in der Erscheinungsweise des ausgehenden 19. Jahrhunderts – nach dem Einbau des Metalldachstuhls – wieder augenscheinlich erlebbar darzustellen.

Quellen

Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv (FZA) Regensburg – Plansammlung J 359.01.12

– Schloßverwaltung Taxis 0492

Ursula Angelmaier: Die Reithalle bei Schloss Taxis, in: Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V., Jahrbuch 2001/2002.

Archivalische Forschungen zur Reithalle:

Markus Numberger, Büro für Bauforschung und Denkmalschutz

unveröffentlichtes Manuskript, Regierungspräsidium Stuttgart, Referat 86 – Denkmalpflege 2009

Metallkundliche Untersuchung zum Dachtragwerk der Reithalle:

Joachim Kinder, Materialprüfanstalt (MPA) Universität Stuttgart

unveröffentlichtes Manuskript, Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege

Restauratorische Untersuchung – Arbeitsproben an der Reithalle:

Karl Fiedler, Restaurator

unveröffentlichtes Manuskript, Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege 2006

Reithalle Dischingen, Schloss Thurn und Taxis Dokumentation der Restaurierungsmaßnahmen 2007/2008

Rainer Steinhart, Restaurator

unveröffentlichtes Manuskript, Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege 2008

Praktischer Hinweis

Die Anlage ist von Außen zu besichtigen, die Reithalle bei Betrieb ggf. auch von Innen. Von Außen ist die Wandmalerei sichtbar, von Innen die sehr interessante, filigrane stählerne Dachkonstruktion. Die Reithalle konnte weitgehend im Originalzustand belassen werden.

15 Schwitzwasser und Regenwasser wird innen in einer Wanne gesammelt und nach außen über Ablaufröhrchen abgeführt.

16 Fensteransicht außen mit originalen Holzsprossen im Oberlicht, bauzeitlichen und im Zuge von aktuellen und zurückliegenden Sanierungen eingebauten Holz- und Bleisprossen.

17 Bereits bestehende Reparaturen und Sicherungen wurden belassen.



Glossar

Band (Eckwinkelband)

Waagrechtes Bauglied von rechteckigem Querschnitt zur Betonung der Horizontalen, dabei mehr oder minder ausladend. Bewährtes Element auch zur Betonung von Raumecken.

Fase

Eine aus vierkantig bearbeitetem Material wie Stein, Holz oder Metall schräg abgekantete Seite, sodass statt einer Kante eine Fläche entsteht und der Querschnitt statt eines regelmäßigen ein unregelmäßiges Viereck bildet.

Karnies

S-förmige Abschlussleiste. Steigend, zur Decke hin, kann sie bekrönen oder stützend sein. Fallend, am Boden, ist sie auslaufend oder fußend.

Kämpfer

Der Bereich, in dem die Krümmung eines Bogens oder auch Gewölbes in das tragende Mauerwerk übergeht.

Korbbogen

Häufige Bogenform. Flacher als der Halbkreisbogen und wie eine quergeteilte Ellipse wirkend, aber gleichwohl aus Kreisbogenstücken zusammengesetzt.

Kröpfung

Vorziehen eines Gesimses oder Gurts über einen vorstehenden Wandteil wie Pilaster (Wandpfeiler) oder ↗ Lisene, sodass eine auffallende Ausprägung („Kropf“) entsteht. Die Kröpfung kann dabei recht kunstreich ausfallen und so einen Wandteil akzentuieren.

Lisene

Im Gegensatz zum Pilaster nur leicht aus der Wand hervortretendes, vertikal strukturierendes Element, gerne zwischen Fensterachsen.

Mennige (Bleioxid, Minium)

Wird als Rostschutzfarbe (Korrosionsschutzanstrich) verwendet. Dazu wurde das Pigment früher mit Leinöl und/oder Terpentinöl verrieben und verstrichen. Später setzte man zur Erreichung einer kürzeren Trocknungszeit flüchtige Lösungsmittel hinzu, wie diverse Alkohole oder Benzine. Mennige ist schon seit der Antike bekannt und kann durch gezielte Oxidation von Bleiweiß oder Bleigelb bei 480 °C erzeugt werden.

Puddelstahl bzw. -eisen

Beim Puddeln wird ein Teil flüssigen Roheisens im indirekt befeuerten Herd eines Puddelofens und mit langen Stangen durchgerührt (puddled), um mittels häufigen Umrührens Stahl herzustellen. Durch das Rühren wird die Oberfläche des erstarrenden Eisens immer wieder sauerstoffhaltigen Verbrennungsgasen ausgesetzt und somit gefrischt, Verunreinigungen und auch der Kohlenstoff verbrannt und als Oxide in Abgase bzw. auch in die Schlacke überführt.

Schlackezeilen

Schlacke bezeichnet in der Metallurgie einen glasig oder kristallin erstarrten Schmelzrückstand nichtmetallischer Art. Es handelt sich dabei um ein oxidisches Stoffgemisch, das sich aus basischen und sauren Oxiden zusammensetzt. Es entsteht bei der Gewinnung von Metallen in der Eisenverhüttung und weist massive bis poröse Eigenschaften auf. Gerade bei historischen Stählen zeigen sich vermehrt Schlackeneinschlüsse im Metallgefüge, die als Schlackezeilen auftreten.

Stützkloben

In Kloben hängt man vor allem Türen ein. Üblicherweise sind sie winkelförmig. Der waagrechte Teil wird dabei im Mauer- oder Holzwerk verankert. Der Stützkloben enthält zusätzlich unter dem waagrechten „Verankerungsteil“ noch eine senkrechte Stütze oder auch einen „Fuß“, um ein Ausreißen, etwa bei schweren Portalen, zu verhindern.

Vorreiber

Drehbarer Beschlag an der Fensterinnenseite zur Verriegelung.

Walzhaut (Walzunderschicht)

Eine beim Warmwalzen von Eisen und Stahl entstehende, festhaftende blauschwarze Schicht aus verschiedenen Eisenoxiden, Hämatit und Magnetit. Sie bietet einen guten Korrosionsschutz und sollte daher bei historischen Bauwerken erhalten bleiben. Ein Abstrahlen oder Abbeizen metallener Oberflächen sollte daher stets verhindert werden.

Rolf-Dieter Blumer

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Dipl. Ing. Gertrud Clostermann

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Hermann Klos

*Holzmanufaktur Rottweil
Neckartal 195
78628 Rottweil*

Andreas Menrad

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Dipl. Ing. Markus Numberger

*Büro für Bauforschung und Denkmalschutz
Rosmarinweg 28
73733 Esslingen am Neckar*

Er trotzte Blitzschlag, Brand und Erdbeben Neue Hinweise zur Baugeschichte des Turmhelms der Marienkirche in Reutlingen

Die Marienkirche, seit jeher Wahrzeichen Reutlingens im Herzen der Altstadt, kann als eine der schönsten Vertreterinnen der Gotik im südwestdeutschen Raum gelten. In ihrer Baugeschichte war es besonders ihr fragiler Turmhelm, der von zahlreichen Katastrophen wie Blitzschlag, Brand und Erdbeben heimgesucht wurde. Dass er trotzdem auch heute noch den Turm bekrönt, verdankt er drei umfassenden Restaurierungsphasen, die auf die jeweilige Zerstörung folgten. Die aktuelle Restaurierungsmaßnahme, die wegen des Herabstürzens eines Bauteils im Jahre 2006 nötig war, wurde durch die Bauforschung begleitend betreut. So war es möglich, bis dahin unbekannte Einblicke in das Gefüge des Turmhelms und zahlreiche weitere Befunde zu dokumentieren, um damit anschließend neue Aussagen über die Baugeschichte des Turmhelms zu machen (Abb. 1).

Till Läßle/Harald Weiß

Bau- und Restaurierungsgeschichte

Der Bau der Marienkirche wurde 1247 im Bereich des Chores begonnen. Als Baumaterial entschied man sich für einen Keupersandstein, der in mehreren Steinbrüchen im Neckartal gewonnen wurde. Zwischen 1280 und 1310 wurde das Kirchenschiff errichtet, dann mit den Arbeiten am Westturm begonnen, die mit dem Aufsetzen einer vergoldeten Engelsfigur auf den Turmhelm am 5. August 1343 ihren Abschluss fanden (Abb. 2).

Bereits im 15. Jahrhundert waren erste Restaurierungsmaßnahmen am Turm nötig. Infolge eines Blitzeinschlages im Jahre 1494 mussten einige Krabben am Helm erneuert und die Spitze unter Verwendung der Originalsteine neu aufgemauert werden.

Den nächsten baugeschichtlichen Einschnitt erfuhr die Marienkirche durch den verheerenden Stadtbrand von 1726. Der Wiederaufbau des Kirchenschiffs konnte erst 1788/89 abgeschlossen werden. Im Bereich des Turmhelms wurden in dieser Zeit vor allem Wartungsarbeiten durchgeführt, Fugen erneuert und die Plattformen abgedichtet.

Die Folgen eines Erdbebens führten schließlich zu den Sanierungsarbeiten des 20. Jahrhunderts. Die erneut schwer beschädigte Spitze wurde 1950 durch das Einbringen einer Betonschale im Inneren gesichert. Bis 1955 ersetzte man die Maßwerkbrüstung, die Fialen und Wasserspeier der Umgänge sukzessive in witterungsbeständigerem Kalkstein. 1978/79 wurde mit den ersten konservato-

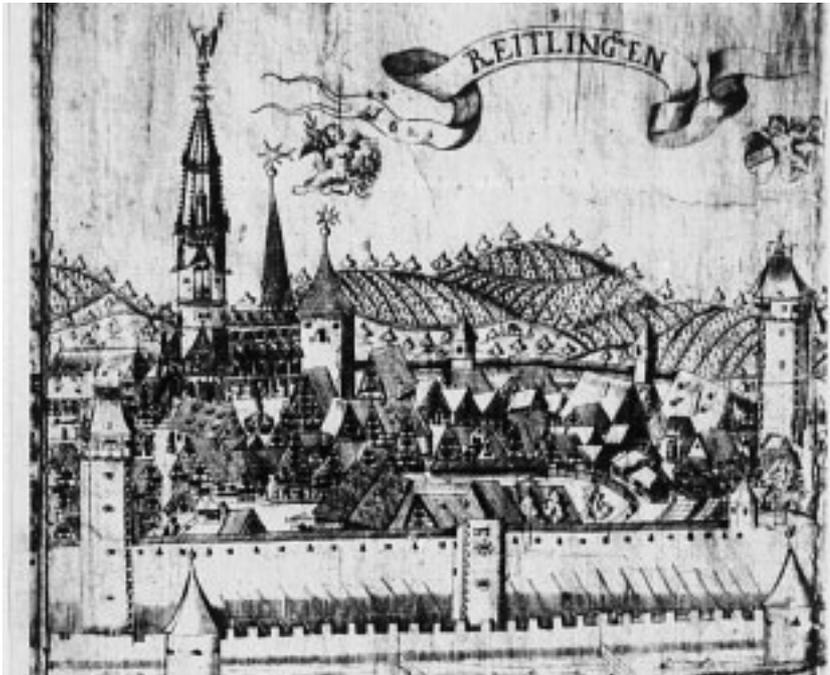
rischen Maßnahmen begonnen. Seit 2007 wird der Turmhelm wieder restauriert, dabei mussten manche der stark korrodierten mittelalterlichen Steinklammern ersetzt sowie einige Steinauswechslungen vorgenommen werden (Abb. 3).

Bauliche Situation und Methodik der Dokumentation

Eine kurze Beschreibung der baulichen Grundstruktur des Turmhelms soll einen Eindruck vom Untersuchungsgegenstand geben und die lokale Verortung der Ergebnisse am Gebäude im Folgenden erleichtern. Die massive, geschlossene achtseitige



1 Spitze des Turmhelms, Foto des Vorzustands 2007.



2a+b Links: Reutlingen um 1622.
Rechts eine Ansicht aus der Zeit um 1950.



Helmpyramide steht auf einer Plattform, die den Westturm nach oben abschließt und von einem Umgang mit Maßwerkbrüstung umgeben ist. Im oberen Drittel befindet sich ein zweiter Umgang. Die Turmspitze wird von einer doppelten Kreuzblume mit Engelsfigur bekrönt, ist innen hohl, aber nicht zugänglich. An den Ecken der Turmpyramide finden sich zahlreiche Krabben, die die Eckausbildung besonders hervorheben.

Vor Beginn der aktuellen Maßnahme wurden fotografisch erstellte Ansichtspläne im Maßstab 1:20 angefertigt. Diese erwiesen sich als nützliches Werkzeug zur Verortung und Dokumentation der Befunde. Bereits im Vorfeld waren die Pläne Grundlage für eine Steinschadens- und Maßnahmenkartierung, die durch eine spezielle Kartierungssoftware erfolgte.

Die jüngst durchgeführte bauhistorische Untersuchung konnte sich auf die Ergebnisse dieser umfangreichen materialwissenschaftlichen Voruntersuchungen stützen. Hier wurden bereits konstruktive Besonderheiten festgestellt, die teilweise zu gravierenden Mängeln und Bauschäden führten. Deren genaue Betrachtung unter bauhistorischen Gesichtspunkten ermöglichte ein noch breiteres Bild der verschiedenen Reparatur- und Konservierungsmaßnahmen und der hierfür verwendeten Materialien.

Im Zuge der Steinmetzarbeiten wurden in einigen Bereichen schadhafte Werksteine ausgebaut und durch neue ersetzt. Dies ermöglichte einen Blick in die sonst verborgenen Bereiche des Baugesüges und führte zu neuen Erkenntnissen über die Bautechnik des Mittelalters und die Restaurierungsgeschichte des Turmhelms. Die Erfassung der Befunde erfolgte in enger Abstimmung mit den ausführenden Firmen und der Bauleitung, um zeitnah

auf den Baufortschritt und neue Baubefunde reagieren zu können. Somit konnte eine Verzögerung des Bauablaufes vermieden werden. Befragungen und Beobachtungen der Gutachter, Restauratoren und Steinmetze flossen direkt in die Auswertung mit ein.

Kartiert wurden Hinweise auf Versatztechnik wie Zangen und Wolfslöcher, Besonderheiten im Fugenschnitt, Metallverankerungen und Inschriften. Die gewonnenen Erkenntnisse ermöglichten die Datierung einzelner Werksteine. In einem Baualtersplan wurden abschließend die verschiedenen Bauabschnitte farblich dargestellt (Abb. 4).

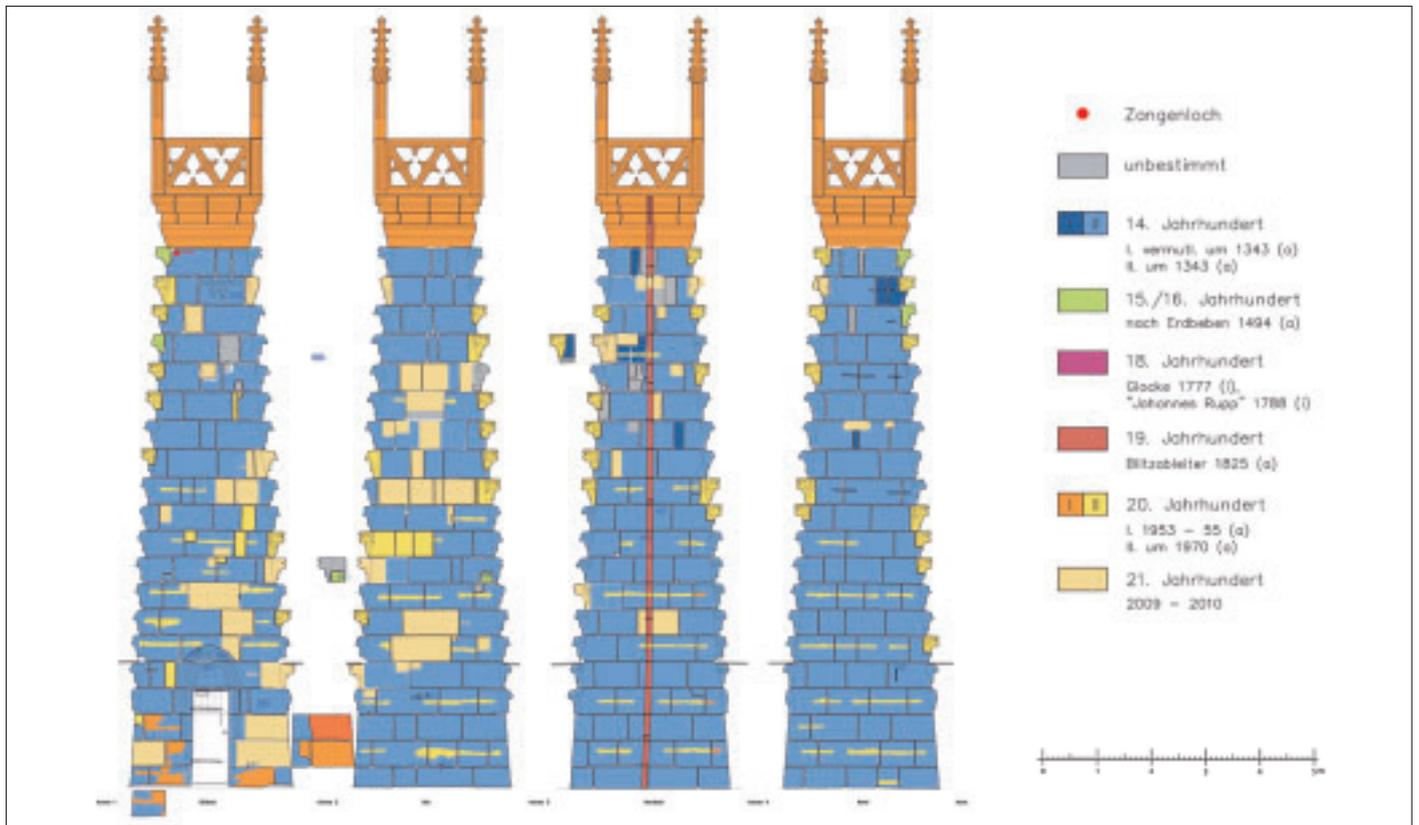
Unterstützt wurde die bauseitige Befunddokumentation durch eine umfassende Archiv- und Literaturrecherche zur Bau- und Restaurierungsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Recherchiert wurde im Stadtarchiv Reutlingen, im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege in Tübingen und in einschlägiger Fachliteratur.

Befunde und Ergebnisse

Hinsichtlich der Konstruktion und Bautechnik konnte durch mehrere Befunde nachgewiesen werden, dass der Bau auf einer genauen Planung und Bauausführung basiert. Jede Steinschicht des einschaligen Turmhelms hat eine einheitliche Höhe, was auf eine Vorfertigung der Steine hinweist. Dank vorhandener Pläne konnte der Baubetrieb auch bei schlechtem Wetter aufrechterhalten werden, indem die Werkstücke in der Bauhütte passgenau vorgefertigt wurden. Gestützt wird diese These durch das homogene Fugenbild, das bei einem unorganisierten Bau ohne Baupläne für diese Zeit schwer erreichbar gewesen wäre.

3 Turmdetail mit aktuellen Maßnahmen, 2009.





Jede Schicht besteht – stellt man sie sich in der Draufsicht vor – aus den krabbenbesetzten Ecksteinen, in die die Quader eingepasst sind, deren Außenseiten die Flächen der Turmpyramide bilden. Alle Steine einer Schicht sind durch Metallklammern mit den beiden jeweiligen Nachbarsteinen verbunden. So wird eine Ringankerwirkung erzielt, welche die horizontalen Schubkräfte des Turmes in reine Vertikalkräfte umlenkt. Auch auf der Außenseite liegt eine Verklammerung der Werksteine vor, hier von Schicht zu Schicht. Diese ist jedoch vermutlich nicht mittelalterlich, sondern den Reparaturmaßnahmen des 18. Jahrhunderts zuzuordnen.

Die Hinweise auf den Baubetrieb warfen die Frage nach Versatzzeichen an den Werksteinen auf. Wenn tatsächlich eine Vorfertigung der Bauteile stattfand, mussten sie – und das war besonders wichtig bei Stücken, die sich ähnlich sahen – in der Bauhütte eine Markierung erhalten, mit der sie dem Gefüge am Turm eindeutig zugeordnet werden konnten. Bisher ließen sich jedoch keine dieser Zeichen finden. Da sie aber sehr häufig an der Ober- oder Unterseite der Werkstücke angebracht wurden und bei den Untersuchungen an keinem Stein komplett beide Flächen sichtbar waren, könnten sie gleichwohl vorhanden sein.

Hebewerkzeuge

Freigegeben wurde hingegen der Blick auf einige Befunde, die Rückschlüsse auf mittelalterliche Steinhebewerkzeuge zulassen. Zwei Hebewerkzeug-

typen kamen demnach am Turmhelm zum Einsatz. Münzgroße Vertiefungen in der Mitte von Vorder- und Rückseite weisen auf die Verwendung einer einfachen Steinzange hin. An einigen Steinen fanden sich jedoch auch tiefe Ausarbeitungen im Schwerpunkt auf der Oberseite. Bei näherer Betrachtung ließen hier die nach innen laufenden, schwalbenschwanzförmigen Ausarbeitungen mit kleiner Mittelkerbung nur die Verwendung eines so genannten Spreizwolfs, also einer Innenzange, zu (Abb. 5).

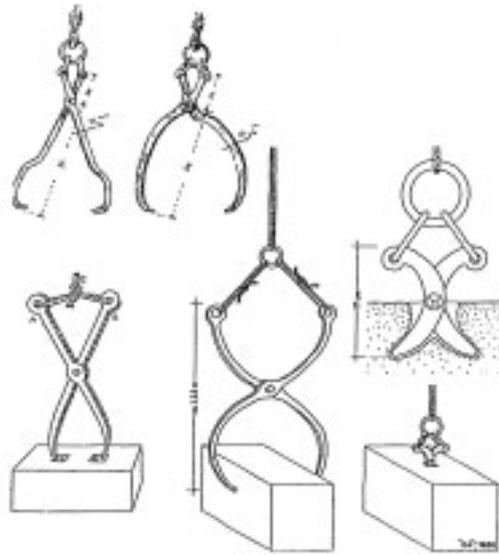
Bei ihrer Verwendung wurde die obere Öse mit dem Hebekran verbunden, durch das Eigengewicht des Steins wurden die Zangen im Inneren auseinandergedrückt und verhinderten so sein Heraus-

4 Bauphasenplan, Abwicklung Turmhelm unterer Teil; strebewerk 2009, Plangrundlage Fischer Photogrammetrie.

5 Ausarbeitung auf der Fugenfläche für einen Spreizwolf, 2009.



6 Spreizwolf,
Schemazeichnung.



rutschen. Diese Versatztechnik hat den Vorteil, dass die unschöne und oft grob ausgeführte Ausarbeitung eines Zangenloches auf der Vorderseite entfällt. Außerdem war so ein präzises Versetzen in beengten Verhältnissen möglich; die Schenkel der Außenlochzangen konnten unter Umständen sehr groß sein (Abb. 6).

Wie soll aber das Versatzverfahren gedeutet werden, wenn sich an einem Werkstück nun beide Zangenlochtypen befinden? Einzig mögliche Erklärung für diesen Befund ist ein Ab- und Wiederaufbau der Turmspitze, bei denen eine andere Steinzange als beim Bau verwendet wurde. So lassen sich nicht nur Aussagen über den Umfang des Wiederaufbaus – und damit zu den Schäden – machen, sondern auch die Steinzangen zeitlich relativ zuordnen. Es ist anzunehmen, dass beim Wiederaufbau der technisch ausgefeiltere Spreizwolf zum Einsatz kam.

Über die Ursache der Neuerrichtung des Turmabschlusses berichtet die Camerer-Laubenbergische Chronik: „Anno 1494 auf freitag vor St. Petri und Pauli [27. Juni] umb Mittnacht hatt es in den kürchenthurm zue unszer frauen zue Reitlingen, der Wendelstein genannt, geschlagen undt hatt in bisz

7 Krabbe an der Südwestecke des oberen Turmhelms.



auff den obersten umgang zerschlagen und war wider auffgemacht anno 1496 am ersten Zinstag nach Mitfasten [11. März], undt war dasz ober ein verguld bildnus, in der grösze, wie ein 15 oder 16jähriger Knab.“ Weiterhin ist überliefert, dass die Turmspitze durch Peter von Brysach wieder hergestellt wurde. Die Nachrichten aus den Quellen ergänzen die Ergebnisse der Bauforschung. Durch die Beobachtungen vor Ort wird ein noch genaueres Bild der ersten Sanierungsmaßnahmen im 15. Jahrhundert möglich. Hierzu gehört die Reparatur einiger Krabben durch angesetzte Neuteile. An ihnen fallen die geringe Einbundtiefe (ca. 2 cm) und das flächige Ausgießen mit Blei auf. Sie sind, neben einem Anker in der Mitte der Fugenfläche zum Turm hin (Abb.7), auf der Oberseite zusätzlich mit einem Metallanker gesichert, der ins Oberlager des dahinter liegenden Blockes eingreift. Diese Verklammerung kann nur eingesetzt worden sein, als die darauf liegende Schicht entfernt war.

Restaurierungen vom
18. bis 20. Jahrhundert

Für die zweite Restaurierungsphase im 18. Jahrhundert konnten Bauinschriften und Archivalien in die Untersuchungen einfließen, die sich nicht selten ergänzten. Wegen des Stadtbrands sind allerdings kaum ältere Archivalien erhalten geblieben. Bei den Jahresrechnungsbüchern der für den Unterhalt der Marienkirche zuständigen Heiligenpflege sind fast alle Rechnungsbeilagen verloren. Daher erhält man in der Regel nur summarische Angaben über abgerechnetes Baumaterial und meist ist nicht genau erkennbar, an welchen Stellen der Kirche gearbeitet wurde. Die wichtigsten Ergebnisse der Archivrecherche können folgendermaßen zusammengefasst werden: Die Marienkirche war bereits in früheren Zeiten eine ständige Baustelle, an der fortlaufend Reparaturen nötig waren. Über den Verbrauch an Baumaterial, insbesondere von „Dachblatten“ und Dachschildeln ist eine sukzessive Dachneudeckung des Kirchendachs ab circa 1770 bis etwa 1790 in den Schriftquellen fassbar.

Am Turmhelm haben sich mehrere Inschriften von Bauhandwerkern erhalten. Sie sind Zeugnis der einsetzenden Unterhaltungsarbeiten. Unterhalb des oberen Umganges befindet sich der in Stein eingemeißelte Schriftzug „IOHANNES RUPP.1788“, im Sturzstein der Türen zu den Umgängen „H. Rupp 17[.]“ (Abb. 8).

Die Baumeisterdynastie Rupp hatte in Reutlingen drei Generationen lang die Bauleitung an der Marienkirche und anderen Bauwerken der Stadt. Das erste Glied dieser Kette war der Steinhauergeselle Johannes Rupp aus Vorbach bei Rothenburg ob der Tauber, der nach dem verheerenden Stadtbrand

im Jahr 1726 nach Reutlingen kam und mindestens bis 1736 hier lebte. Der in den Jahresrechnungsbüchern 1786 bis 1803 (Stadtarchiv Reutlingen, Jahresrechnungen der Heiligenpflege) vielfach genannte Johannes Rupp war vermutlich sein Sohn, der umfangreiche Erneuerungsarbeiten an der Marienkirche leitete. Der bekannteste Sohn der Familie, Johann Georg Rupp (1797–1883) war von 1827 bis 1871 städtischer Bauinspektor in Reutlingen und in dieser Funktion für den Bauunterhalt an der Marienkirche verantwortlich.

Nach einem halben Jahrhundert Ruhe wurde die Turmspitze der Marienkirche am 28. Mai 1943 erneut von einer Katastrophe heimgesucht. Ein Erdbeben verursachte starke Schäden, die 1950 zu Sicherungsarbeiten am Turmabschluss führten. Den Innenraum goss man mit einer Betonschale aus und zog auf Höhe der beiden Umgänge zwei Betonringanker ein. Die stark geschädigten Bereiche mit Krabben wurden jedoch nicht saniert, lediglich der goldene Turmangel von 1343, der durch das Erdbeben beschädigt war, erfuhr eine Restaurierung.

Für die Zeit von 1953 bis 1955 liegen detaillierte Rechnungen vor, nach denen zwölf Wasserspeier, acht Eckfialen, 16 Fialen mit Endigung und diverse Kleinteile aus Kostengründen aus Kirchheimer Muschelkalk ersetzt wurden. Im Jahr 1955 wurde in den Turmhelm eine Wendeltreppe in geschweißter Stahlkonstruktion eingebaut. Bei den Restaurierungsarbeiten 1978/79 wurden brüchige Mauersteine ausgewechselt und teilweise mit Dolomit-Split ausbetoniert. Außerdem wurden schadhafte Krabben ausgetauscht.

Die zahlreichen Sanierungsarbeiten lassen sich ebenfalls gut durch die eingebauten Materialien nachverfolgen. Neben den im Mittelalter verwendeten Keupersandsteinen (Dettenhäuser Sandstein) kamen bei den späteren Reparaturmaßnahmen Kirchheimer Muschelkalk, Beton und Betonwerkstein mit Dolomit-Split zum Einsatz. Die farblichen und strukturellen Unterschiede der Baustoffe ermöglichten meist eine Zuordnung zur jeweiligen Restaurierungsphase. Insbesondere im 20. Jahrhundert waren Beton und Muschelkalk beliebte Ersatzbaustoffe für den schadensanfälligeren und mittlerweile teureren Sandstein.

Schluss

Der Turmhelm der Marienkirche in Reutlingen hat bisher allen Widrigkeiten getrotzt, deshalb lassen sich an ihm bei näherer Betrachtung zahlreiche tiefe Spuren der Vergangenheit ausmachen. Die durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen dokumentierten und interpretierten diese. Vor allem haben sie neue Hinweise auf die Bau- und Restaurierungsgeschichte gegeben. Der aktuelle bau-



liche Zustand konnte für die Zukunft festgehalten werden. Der Turmhelm ist daher neben seiner Bedeutung als Wahrzeichen der Stadt auch wichtiges Zeugnis einer bewegten Restaurierungsgeschichte, die sehr eng mit der Stadtgeschichte Reutlingens verbunden ist.

Literatur

Rolf-Dieter Blumer/Hermann Schäfer: Restauratorische Untersuchungen und Schadenskartierungen am Turmhelm der Reutlinger Marienkirche, in: Gabriele Grassegger/Gabriele Patitz/Otto Wölbert (Hrsg.), Natursteinanierung Stuttgart 2009, Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele. Tagung am 20. März 2009 in Stuttgart. Stuttgart 2009, S. 20–33.

Günter Kolb: Die Bau- und Restaurierungsgeschichte der Marienkirche Reutlingen, in: Gabriele Grassegger/Gabriele Patitz/Otto Wölbert (Hrsg.), Natursteinanierung Stuttgart 2009, Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele. Tagung am 20. März 2009 in Stuttgart. Stuttgart 2009, S. 7–17.

Praktischer Hinweis

Die Marienkirche ist geöffnet: Dienstag bis Freitag 10–17.30 Uhr; Samstag 10–12 Uhr; Sonntag 8–12 Uhr, außerdem im Sommer von 15–17.30 Uhr.

Till Läßle

streberwerk. Schöbel Riegler Läßle Partnerschaft
Diplom-Ingenieure
Reinsburgstraße 95
70197 Stuttgart

Harald Weiß

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



8 Türsturz mit Inschrift, 2010. Südostseite, unterer Umgang.

Glossar

Krabbe
„Kriechblume“ in der gotischen Steinmetzkunst. Dient der Verzierung etwa steinerne Strebene an Turmhelmen (Esslinger Frauenkirche), Fialen oder Portalüberkrönungen (Wimpergen).



Die Grabgewänder des Abtes Berno von Reichenau († 1048) Untersuchungen der Abegg-Stiftung Riggisberg

Bereits 1929 wurde bei Untersuchungen im Reichenauer Münster die Grablege von Abt Berno freigelegt. Die Beigaben und Funde aus dem Grab lagen seither im Museum Reichenau. Die 2008 erfolgte Untersuchung seitens der Abegg-Stiftung Riggisberg weist den großen kunsthistorischen Wert der hochmittelalterlichen Textilfragmente nach und erlaubt eine Rekonstruktion der letzten Gewänder des Abtes Berno.

Anja Bayer/Bertram Jenisch

Das Grab des Abtes Berno im Reichenauer Münster

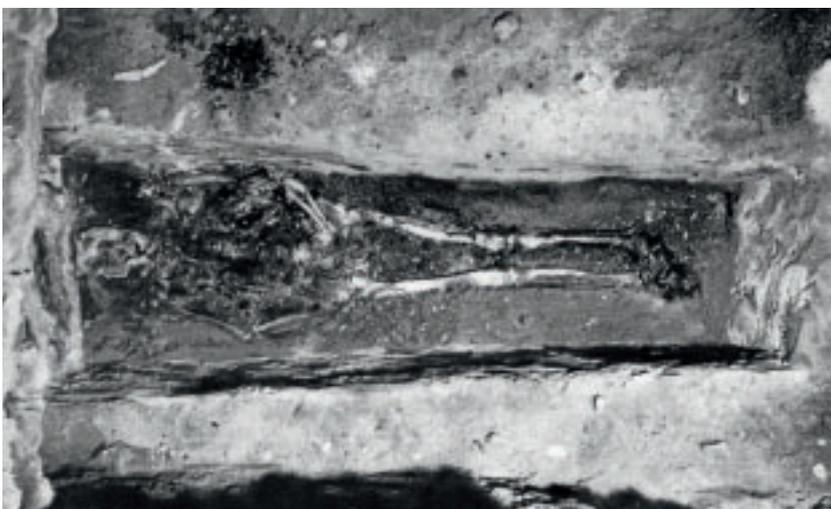
Der Überlieferung nach wurde das Inselkloster „Augia dives“ Reichenau um das Jahr 724 durch Pirmin gegründet. Der Ort seiner Gründung war das in der Mitte der Insel an einem natürlichen Hafen gelegene Mittelzell. Die Abteikirche enthält noch Baureste aus der Karolingerzeit und wurde in mehreren Ausbauphasen erweitert und verändert. Von den meisten Neubauten seit der Errichtung der ältesten Kirche aus Stein in der Mitte des 8. Jahrhunderts sind noch umfangreiche Reste im heutigen Bauwerk enthalten, wie etwa die 816 geweihte „Kreuzbasilika“ des Abtes Heito.

Am Anfang der archäologischen und bauhistorischen Erforschung des Inselklosters stehen die Arbeiten von Emil Reisser. Der Konstanzer Baudirektor leitete das dortige Hochbauamt, das für den Bauunterhalt der Reichenauer Kirchen zuständig war. Zwischen 1929 und 1941 führte er umfangreiche Ausgrabungen im Marienmünster in Mittel-

zell durch, die baubegleitend zu Renovierungen und Heizungseinbau stattfanden, aber auch wissenschaftliche Fragestellungen verfolgten. Die sorgfältige und qualitätvolle Dokumentation Reissers durch maßstäbliche, kolorierte Plana- und Schnittzeichnungen, die beim Abtiefen des Grabes die Befundzusammenhänge veranschaulichen, sowie Beschreibungen sind grundlegend für unsere Kenntnis zur Mittelzeller Abteikirche. Nachfolgende Untersuchungen durch Alfons Zettler belegen, dass die später oft geäußerte Kritik an Reissers Grabungen unbegründet ist. Neben den Mauerstrukturen wurden selbst Erdschichten minutiös dokumentiert, was damals nicht allgemein üblich war (Abb. 3). Reisser promovierte 1939 als 61-Jähriger mit einer Auswertung seiner Grabungen im Fach Kunstgeschichte. Leider verstarb er vier Jahre später noch vor der Drucklegung seines Werks, das erst 1960 posthum, ohne Abgleich mit der zeitweise verschollenen Originaldokumentation, erschien. Abt Berno (um 978–7. 6. 1048), um dessen Grabgewänder es hier geht, wurde 1008 durch König

1 Das geöffnete Grab des Abtes Berno von Osten.

2 Auffindung des Abt-Berno-Grabes im Reichenauer Münster innerhalb des Unterbaus des St. Markusaltars am 20. 11. 1929.

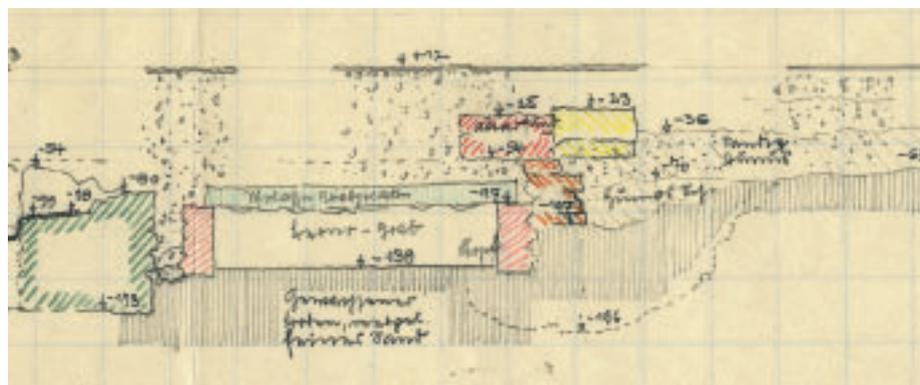
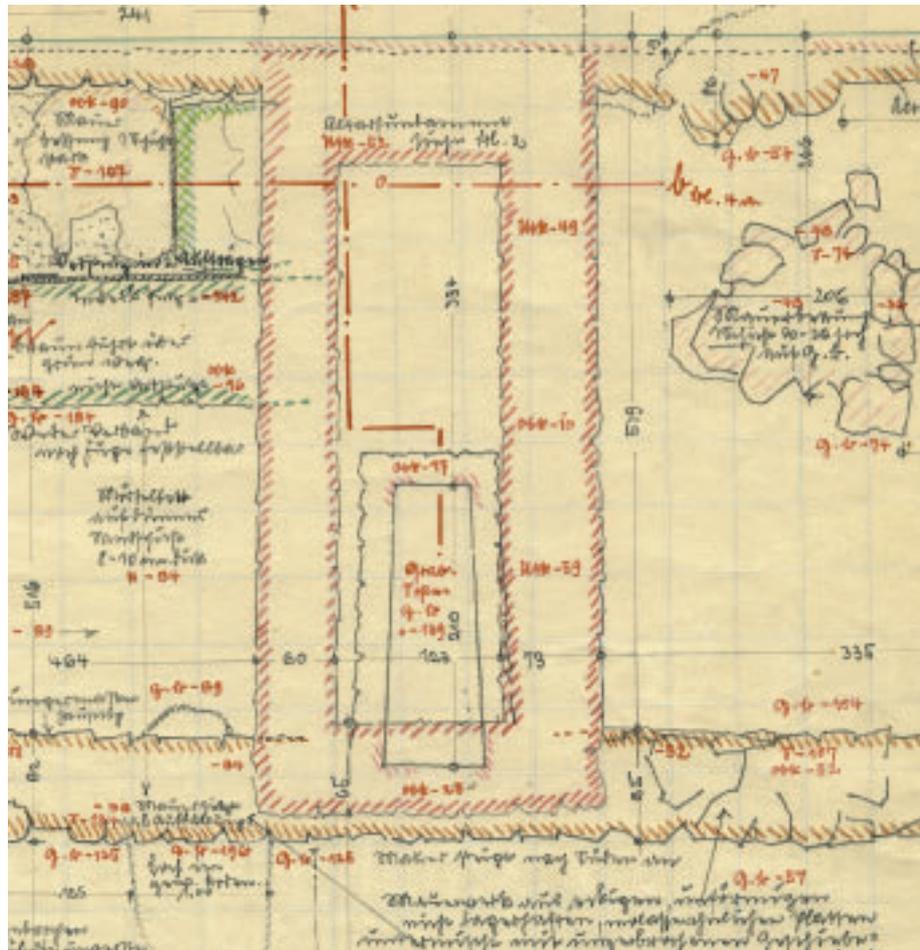


Heinrich II. zum Abt der Reichenau ernannt. Er folgte dem Reformabt Immo nach, der aufgrund seiner strengen Auslegung der Benediktsregel von den Mönchen abgelehnt wurde und nach nur zwei Jahren sein Amt aufgab. Berno gelang es, das Klosterleben zu reformieren und auf eine solide wirtschaftliche Grundlage zu stellen. Als Abt förderte er begabte Mönche wie Hermannus Contractus (Hermann der Lahme), der bis heute als mittelalterliches Universalgenie gilt. Von ihm selbst sind eine reiche Predigtliteratur, Heiligenviten sowie grundlegende Werke zur Ordnung des Kirchengesangs und der Messe überliefert. Berno war darüber hinaus auch politisch aktiv und unterhielt enge Beziehungen zu König Heinrich II. und dessen Sohn Heinrich III. Unter seinem Abbatat wurde das noch heute bestehende Westquerschiff mit der turmüberhöhten Westapsis errichtet. Dort fand er, nachdem er 40 Jahre als Abt gewirkt hatte, vor dem Markusaltar seine letzte Ruhestätte. Abt Berno gilt als letzter bedeutender Abt des Inselklosters Reichenau.

Am 20. November 1929 – „zwischen 11 bis 1½ Uhr und von 2–3½ Uhr“ – wurde das Grab des Abtes vom Schaffhauser Museumsleiter Dr. Karl Sulzberger untersucht (Abb. 2). Der Tote lag ohne Erdüberdeckung auf einem vergangenen Sargbrett und war mit Kalk überstreut (Abb. 1). Über dem Oberkörper lagen viele abgebrochene Weidenstöcke. Laut Sulzberger waren einzelne Partien des Körpers mit Stoffresten bedeckt, in der Beckengegend lag ein eiserner Reif. Er entnahm die Funde, die heute verschollen sind, und untersuchte das Skelett, das mit 1,84 m Länge auf eine stattliche Größe des Verstorbenen schließen lässt. Emil Reisser dokumentierte bei seinen Grabungen im Mai und August 1930 das im Zentrum des Westquerschiffs liegende Grab des Abtes Berno. Die leicht trapezförmige, Ost-West-orientierte Grablage war etwa 50 cm hoch und mit einer etwa 25 cm mächtigen einschaligen Mauer mit Innenverputz gegen den Bodenaushub gesetzt und von einer etwa 20 cm mächtigen monolithischen Platte aus Molassesandstein abgedeckt. Die Sohle des Grabes liegt 1,39 m unter dem heutigen Kirchenboden, knapp über dem Grundwasserspiegel, was einer Tiefe von etwa 0,75 m unter dem damaligen Bodenniveau entspricht. Die Grabkammer war gut 2 m lang, am westlichen Kopfende 70 cm breit und verjüngte sich zum Fußende auf 53 cm Breite. Die Grabstelle ist heute mit einer schlichten Platte gekennzeichnet.

Der Befund und seine Neuinterpretation

Im Frühjahr 2008 wurde in Reichenau-Mittelzell eine Ausstellung über den exakt 1000 Jahre zuvor eingesetzten Abt Berno (reg. 1008–1048) vorbe-

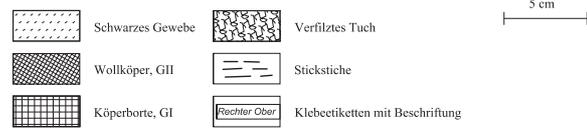
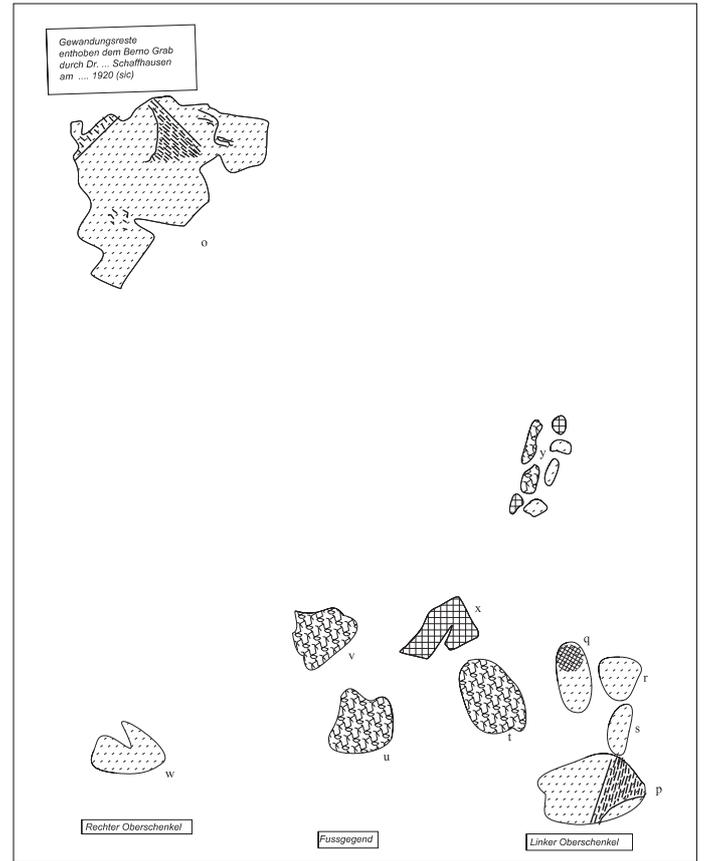


reitet. Dabei erinnerte man sich an Funde aus seinem Grab, die Anfang des 20. Jahrhunderts geborgen worden waren und nach wie vor im Depot des heutigen Museums des Klosters Reichenau lagerten. Die Textilreste – eingeklemmt zwischen heute zerbrochenen Glasscheiben – erwiesen sich allerdings als nicht ausstellbar und die Geschäftsstelle des Museums Reichenau e. V. wandte sich an die Abegg-Stiftung, Riggisberg BE, Schweiz, mit der Frage nach dem verbleibenden Wert der Fragmente.

Die hier gekürzt wiedergegebene Dokumentation ist nicht die erste Bestandsaufnahme der erhaltenen Fragmente der Grabgewänder aus dem Berno-Grab. Der Grabungsbefund wurde 1929 vom damaligen Direktor des Schaffhausener Museums zu Allerheiligen, Dr. Carl Sulzberger, ver-

3 Grundriss des Abt-Berno-Grabes. Ausschnitt aus der Dokumentation von Emil Reisser 1930.

4 Profil durch das Abt-Berno-Grab. Ausschnitt aus der Dokumentation von Emil Reisser 1930.



5/6 Kartierung von Rahmen A (links) und B.

gleichsweise ausführlich dokumentiert. Das Grab wurde anschließend gehoben. Der Bericht ist eine hilfreiche Quelle für die Neudokumentation und -interpretation der Funde – seine Ergebnisse konnten bestätigt, zum Teil korrigiert, wesentlich ergänzt und neu eingeordnet werden.

Welche Gewandung ist in einem benediktinischen Abtsgrab des hohen Mittelalters zu erwarten? Es gibt bislang keine Publikation über ein Grab, das eindeutig einem Abt zuzuordnen wäre und somit auch keine Belege für deren Ausstattung. Als Vergleich können nur hochmittelalterliche Gräber, in denen die kirchlichen Würdenträger jeweils im vollen Ornat der Messfeier und mit ihren Amtsinsignien bestattet worden sind, hinzugezogen werden: zum Beispiel die Bischofsgräber aus Basel, Bremen und Worms oder auch das Grab von Papst Clemens († 1049) aus Bamberg. Einem Abt ist die Priesterweihe zuteil geworden, was einen Messornat erwarten lässt, ergänzt durch die Amtsinsignien eines Abtes. Außerhalb der Messfeier wird die allgemeine Amtstracht eines Abtes in zeitgenössischer Literatur ähnlich dem Habit der Mönche beschrieben, nämlich bestehend aus Tunika und darüber einer Kukulie, die beide aus Wolle gefertigt zu sein hatten.

Der Begriff Tunika umschreibt dabei lediglich die Gewandform, und das Gewand ist nicht mit der liturgischen Tunicella gleichzusetzen. Die Kukulie, ein Überwurf ohne Ärmel mit Kapuze, wird über der Tunika getragen. Daneben trugen Benediktiner wohl auch Leinengewänder, in der Regel aber nur als Untergewandung.

Die Textilfragmente aus dem Abtsgrab

Vergleichen wir diese Erkenntnisse mit den Gewebefragmenten aus dem Grab Bernos:

Die textilen Grabbeigaben sind heute braun gewordene und unterschiedlich stark degradierte Gewebefragmente aus verschiedenen Textilfasern (Seide, Wolle und pflanzliche Fasern) und stellen letztlich nur einen Bruchteil der ursprünglich vorhandenen Grabgewandung dar.

Sie waren nach der Bergung ungereinigt auf zwei Glasplatten (A und B; je 54,5 cm hoch und 42 cm breit, vgl. mit Abb. 5 und 6) übertragen, punktuell aufgeklebt und mit Papieretiketten beschriftet worden. Ein großes Etikett je Glasrahmen bezeichnet den Grabfund, Ausgräber und Grabungsjahr: „Gewandungsreste – entworfen dem Berno Grab

– durch Dr. C. Sulzberger Schaffhausen – am 20. Nov. 1929“; kleinere Etiketten bezeichnen die Fundstelle wie: „Kopfgegend“, „Brustgegend“, „Von der Schulter bis zur Kniegegend“, etc. Die Textilreste wurden mit einer weiteren Glasplatte abgedeckt und die Gläser entlang ihrer Ränder mit Heftpflaster zusammengeklebt. Diese Art der Aufbewahrung ist für archäologische Textilien anfangs des 20. Jahrhunderts durchaus üblich gewesen. Die Glasplatten sind heute zerbrochen. Rahmen A ist in der Vergangenheit auf eine Wellpappe geschoben und mit Kreppklebestreifen darauf fixiert worden. Von Rahmen B sind nur noch einzelne Bruchstücke erhalten.

Für die Dokumentation der Textilien wurden die aufliegenden Scheibenbruchstücke entfernt. Einige Fragmente kleben nach wie vor auf der unteren Glasplatte, viele Fragmente liegen lose, vermischt mit Sand, Staub, Insekten- und Körperrückständen. Anhaftende Verschmutzungen sind nicht mehr von den Geweben zu lösen, da die Gewebefasern fast ausnahmslos keinen Zusammenhalt mehr aufweisen und sofort brechen. Der verwendete Leim hat an einigen Stellen die ohnehin sehr brüchigen Fragmente zusätzlich beeinträchtigt. Fasern sind geschrumpft und stark verdunkelt. Als einzige noch mögliche Maßnahme wurden lose Partikel (Staub, Insekten, etc.) teilweise abgesaugt, um Gewebestrukturen für die Dokumentation von Webtechniken und Musterung klarer erkennen zu können.

Die Fragmente sind meist Komplexe aus mehreren Schichten unterschiedlicher Gewebe, oft durchsetzt mit Körperrückständen und Insektenhüllen. Die Schichten sind in der Regel nicht voneinander zu trennen. Viele Fragmente können mangels Zusammenhalt nicht gewendet werden. Der jeweilige Komplex würde unwiederbringlich zerfallen. Wie bereits erwähnt, ist das heute Erhaltene nur ein kleiner Anteil der ursprünglichen Grabausstattung. Ob und welche Teile oder Materialien einer Grabausstattung erhalten bleiben, ist vom Klima der Region, dem Bodenmilieu oder zum Beispiel auch dem Vorhandensein von bestimmten Metallen abhängig, die hier allerdings keinen Einfluss gehabt



7 Augenfällig sind die Bortenstreifen auf Rahmen A. Hier der Streifen links unten, mit einem Goldbortenfragment.

haben. Im Grab Bernos ist anteilmäßig am meisten Seidenes erhalten geblieben, daneben stark degradierte Reste von pflanzlichem Gewebe – ursprünglich Leinen oder auch Hanf – und kleine Reste von Wollgewebe und Wollfilz. In vielen Kirchengräbern, in denen sich Gewebe erhalten haben, kann eine ähnliche Verteilung beobachtet werden. Ursprünglich werden die Mengenanteile dieser Materialien im Grab Bernos umgekehrt gewesen sein: Wollbekleidung am Körper und an den Beinen und Füßen, darüber ein Gewand aus pflanzlicher Faser mit seidenen Besätzen und Amtsinsignien ebenfalls aus Seide. Laut Sulzbergers Bericht wurden auch Leder- und Holzreste gefunden. Sie sind heute nicht mehr erhalten.

Dass in unseren Breiten bei Bodenfunden Seidenbestandteile häufig am besten erhalten bleiben, hat mit der chemischen Struktur von Seide zu tun. Sie ist für Insekten und Mikroben als Nahrungsgrundlage am wenigsten attraktiv. Wollfasern hingegen sind vor allem für Insekten, Pflanzenfasern für Mikroben ein gefundenes Fressen.

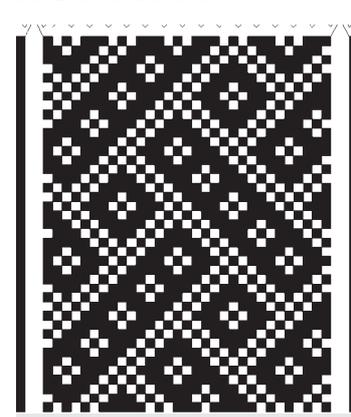
Zwei Borten – Reste einer Stola?

Der auffälligste erhaltene Bestandteil der Grabgewandung Bernos ist eine 6,1 cm breite Seidenborte, die in mehreren Bruchstücken vor allem auf Rahmen A zu finden ist (Abb. 7). Die größeren Fragmente der Borte liegen jeweils parallel zu den Seitenkanten des Rahmens und sind beidseitig mit



8 Musterrekonstruktion der Köperborte.

9 Musterrekonstruktion der Brettchenborte.



10 Rahmen A, die Schlingstichbordüre verdeckte Gewandnähte ...

Etiketten angeschrieben, die lauten: „Von der Schulter bis zur Kniegegend“.

Die Borte ist in der vergleichsweise einfachen Körperbindung gewebt und zeigt die einfarbige webtechnische Musterung eines Damastes, was am ehesten im Streiflicht zu erkennen ist. Ein unmittelbares Vergleichsbeispiel für diese Borte ist bislang nicht bekannt, sowohl technisch als auch von der Musterkomposition her steht sie vorläufig isoliert (Abb. 8).

Die Borte zeigt im Wechsel ein pflanzliches Motiv – ein spiegelsymmetrisches Bäumchen, aus dem nach oben zu beiden Seiten eine Ranke herauswächst, die sich wiederum nach innen wendet und in einer Lilienblüte endet – und einen Vogel, der in stark verdrehter Haltung, mit den Füßen an der oberen Musterrandkante, im Bildstreifen hängt. Auf beiden, laut Etikettierung der Kniegegend zuzuordnenden Fragmenten der Borte, liegt je ein Fragment einer 1,3 cm schmalen, sehr glänzenden Goldborte. Es handelt sich um ein Brettchengegewebe mit einem in Gold gehaltenen Flechtmustermotiv (Abb. 9).

11a+b ... und rahmte einen Besatz aus kostbarem Samitgewebe.

12 Rahmen A, Detail der Stickerei aus der linken oberen Ecke. Flächenfüllend angeordnete Stiche, die Medaillons bilden.



Die beiden Borten können aufgrund ihrer Lage im Grab nur als Überreste einer liturgischen Stola gedeutet werden, die einst etwa 250 cm lang gewesen sein dürfte. Die kleine Goldborte kann dabei als horizontale Abschlussborte an den Stolaenden interpretiert werden. Die Stola ist eine Insignie, die, je nach Tragweise, den christlichen Weihegrad eines Klerikers anzeigt. Um den Nacken gelegt zu beiden Seiten über die Brust herabhängend, wie im Grab Bernos vorgefunden, wird sie von einem geweihten Priester getragen.

Schwarze Gewebe, ein Samitbesatz und Stickerei

Auf beiden Rahmen sind zahlreiche schwarze Gewebereste zu sehen (vgl. mit Abb. 5 und 6). Sie sind durch Abbauprozesse im Boden schwarz geworden und heute hauchdünn. Meist liegen sie mehrlagig vor und weisen scheinbar verschiedene Strukturen auf, die aber aufgrund des unterschiedlich stark fortgeschrittenen Verfalls kaum fassbar und damit nicht mehr eindeutig verschiedenen Gewebequalitäten zuzuordnen sind. Sie könnten zu einem Gewand gehört haben, welches dann aus mehr als einem Gewebe genäht worden wäre, aber auch von Futter oder Untergewändern stammen. Manche Bereiche sind mit dicken roten Seidenfäden durchzogen, andere kleine Fragmente mit einer Bordüre aus Schlingstichen verziert, gestickt mit einem dünneren, rötlichen Seidenfaden. Die gleiche Schlingstichbordüre befindet sich auch an drei erhaltenen Seidengewebefragmenten in Samitbindung, und sie liegt ohne Gewebezusammenhang in einzelnen längeren Streifen vor (Abb. 10–12).

Aus Grabungsbericht und Befund zusammen lässt sich zumindest ein Gewand rekonstruieren, und zwar, Sulzbergers Eindruck bestätigend, am ehesten eine Albe. Dieses Gewand wird traditionell aus weißem Leinen hergestellt, das heute in Form der schwarzen, stark vergangenen Gewebereste noch nachweisbar ist. Die rote Schlingstichbordüre diente als zierende Nahtabdeckung, wie an einem Fragment auf Rahmen A gut erkennbar (Abb. 10), und sie rahmte einen Besatz aus einem kostbaren



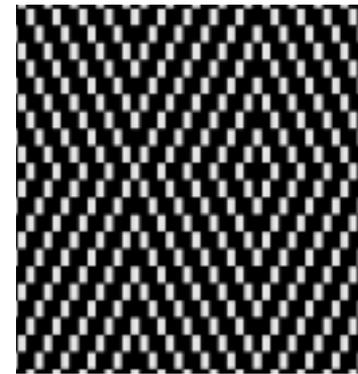
Samitgewebe (Abb. 11). Samite sind meist gemusterte Seidengewebe mit einem komplexen, zeit- und materialaufwendigen Herstellungsprozess. Auch an den drei kleinen Besatzfragmenten aus dem Grab Abt Bernos ist eine Musterung erkennbar – sie muss mindestens drei Farben aufgewiesen haben, lässt sich aber mangels Größe der Fragmente leider nicht rekonstruieren. Der Besatz aus Samit wird unterhalb der Halsöffnung angebracht gewesen sein, zum Beispiel als Schmuck eines über die Brust herabreichenden Schlitzes.

Die Bereiche mit den dicken roten Seidenfäden wurden als Stickerei identifiziert. Es sind flächig nebeneinandergereiht durch Konturfäden begrenzte Stichlinien erkennbar, die zusammen eine körperartige Oberflächenstruktur ergeben. Durch die Konturfäden ist ein streifenförmiger Entwurf auszumachen, 7,5 cm breit, mit Reihen von kreisförmigen Medaillons von etwa 4,5 bis 5,5 cm Durchmesser (Abb. 12). Etwaige Motive innerhalb der Medaillons sind heute nicht mehr erkennbar. Falls sie vorhanden waren, dürften sie mit einem anderen, heute vergangenen Material gestickt worden sein. Diese streifenförmig angelegte Stickerei wurde an den Ärmelenden gefunden.

Ob Abt Berno noch weitere Gewänder oder Gewandteile aus pflanzlicher Faser trug, ist leider an dem Erhaltenen in keiner Weise mehr zu rekonstruieren.

Ein Wollgewebe – Rest des Mönchshabits

Auf Rahmen A und B sind mindestens fünf Fragmente eines rotbraunen Wollrautenköpers erhalten (Abb. 13; 14). Die Wolle ist in ihrer Substanz zum Teil recht gut erhalten. Da sich allerdings sehr viele Insektenhüllen auf den meisten Geweberesten befinden, ist anzunehmen, dass große Teile des einst vorhandenen Materials von Insekten verzehrt wurden. Der Rautenkörper ist ein vergleichsweise sehr feines Wollgewebe, und auch die Rautenstruktur ist ein Anzeichen für eine teurere beziehungsweise bessere Gewebequalität. Die Reste können in Übereinstimmung mit den Beobachtungen Sulzbergers einem Wollgewand, nämlich einem Mönchshabit, zugeordnet werden – ein profanes Untergewand, wie es zum Beispiel auch aus einem Basler Bischofsgrab erhalten ist, lässt sich allerdings auch nicht ausschließen. Die Vorstellung von einem schlichten schwarzen Gewand als benediktinischer Habit erfüllt sich angesichts der rauten-gemusterten, rötlichen Wollfragmente nicht. Laut „regula benedicti“ (Benediktusregel) gab es keine Vorschriften, ob ein Mönchshabit aus glattem oder strukturiertem Tuch gefertigt sein sollte, und so konnten hier wahrscheinlich Vermögen oder Repräsentationswillen des Trägers zum Ausdruck



kommen. Ebenso wenig gab es Vorschriften zu deren Farbe. Daher kamen bis ins 15. Jahrhundert auch weiße oder braune Gewebe für den benediktinischen Habit in Frage.

Wollfilz

Auf Rahmen B befinden sich bei der Beschriftung „Fußgegend“ drei verfilzte Wollfragmente, deren zugrundeliegende Struktur, sofern es sich nicht um reine Filze handelt, nicht mehr erkennbar ist. Die Fragmente könnten sehr gut von Beinlingen oder Wadenwickeln stammen.

Interpretation der Befunde

Laut dem Grabungsbericht von 1929 hatte Sulzberger den Eindruck, der Tote sei mit einer Albe und darunter einer Mönchskutte bekleidet gewesen und habe eine Stola umgelegt gehabt, die parallel von der Brust bis zu den Knien herabreichte. Die Ärmelenden zeigten Stickereibesätze. Die damals dokumentierten Befunde konnten weitgehend bestätigt und in mancher Hinsicht erweitert werden. Sie unterscheiden sich in wesentlichen Details von dem, was die Quellenliteratur als zeitgenössische benediktinische Mönchs- und Abtsgewandung beschreibt, nämlich die wollene Tunika und Kukulule mit Kapuze. Als Untergewänder kommen auch Leinengewänder in Frage. Der Befund widerspricht einer derart rekonstruierten Gewandung schon darin, dass das Leinengewand des Abt Berno allem Anschein nach die obere



13 Rahmen A, Fragment des Rautenköpers in der linken oberen Ecke. Die Wollsubstanz ist gut erhalten, wegen Insektenfraß sind trotzdem nur wenige, kleine Fragmente erhalten geblieben.

14 Musterrekonstruktion des Wollrautenköpers.

15 Rahmen B, zwei Fragmente verfilzter Wolle, die am ehesten der Beinbekleidung zuzuordnen sind.



16 *Albe und Stola aus dem 12. Jahrhundert, die dem hl. Hugo, Bischof von Grenoble (1053–1132) zugeschrieben werden (Kartäuserkloster La Valsainte bei Charmey [FRI]).*

Schicht gebildet hat. Es ist auch nicht anzunehmen, dass ein Gewand, das als Untergewand diente, mit farbiger Stickerei und kostbaren Besätzen verziert worden wäre. Zumindest die Stickerei könnte natürlich auch die Ärmel eines wollenen Gewandes geschmückt haben; bildliche oder schriftliche

Quellen, die irgendeine Art von Verzierung auf den wollenen Obergewändern von Mönchen oder Äbten belegen, gibt es allerdings keine.

Die textile Grabausstattung Abt Bernos sollte offensichtlich seine Rolle als Priester betonen, dafür spricht neben der Gewandung mit Albe und Stola auch die Beigabe eines Miniaturkelches mit Patene, denn so heißt es bei Sulzberger: „Drei merkwürdige Gegenstände fanden sich auf der Brust über den Stoffresten: eine Scheibe, scheinbar aus Leder mit Leinen überzogen, ein Gebilde wie der Fuß eines Miniaturkelches und ein halbkugeliges Gebilde.“

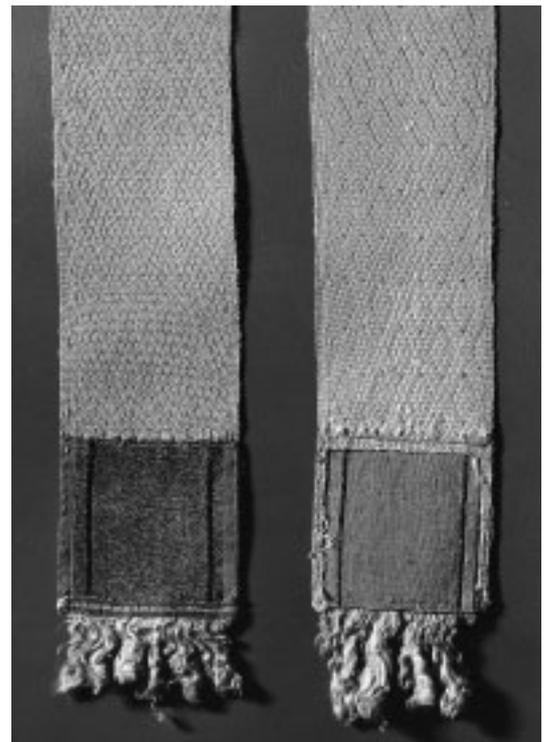
Eine aus der savoyischen Kartause Saint-Hugon stammende Albe und Stola aus dem 12. Jahrhundert, die zusammen mit einem Manipel und einem Amikt mit dem heiligen Hugo, Bischof von Grenoble (1053–1132), in Verbindung gebracht werden, geben eine Vorstellung davon, wie die Albe aus Bernos Grab gestaltet gewesen sein könnte. Halsausschnitt, Schulterlinie und Manschetten von Hugos Albe sind mit Weißstickerei verziert, der Halsausschnitt ursprünglich auch mit farbigen Seidenfäden. Bei der Albe Bernos sind für die gestickten Dekorationen farbige, zumindest rote Seidenfäden verwendet worden, und auch einige Nähte sind mit Stickerei verziert. Der Halsausschnitt ist wahrscheinlich mit einem Samitgewebe, eingefasst mit einer roten Schlingstichbordüre, besetzt gewesen. Die Stola des heiligen Hugo wurde wie die Bernos aus einem einfarbig gemusterten, schmalen Gewebestreifen mit einem Goldband als Verzierung an den Enden gefertigt.

Die Goldborte, die die Enden der Stola verziert, ist – wie bei Berno – ein Brettchengewebe mit Gold-



17 *Detail mit besticktem Halsausschnitt der Albe des hl. Hugo.*

18 *Detail mit den Enden der Stola des hl. Hugo.*



fäden. Fransen sind an den Fragmenten von Bernos Stola keine erhalten, Vergleichsbeispiele legen aber nahe, dass auch dort welche vorhanden gewesen sein werden.

Schlussbemerkungen

Trotz der langen und unsachgemäßen Lagerung erlauben die Textilfragmente aus dem Grab des Abtes Berno erstaunliche Einblicke in die Kleidung eines hohen geistlichen Würdenträgers des frühen 11. Jahrhunderts. Sie gehören überdies zu den ohnehin seltenen Belegen von Kleidung aus dieser Zeit. Die Fragmente wurden nach der Dokumentation mit ihren Glasböden auf stabile Tablare übertragen und in einer alterungsbeständigen Schachtel dem Museum Reichenau e. V. zur weiteren Verwahrung zurückgeben.

Literatur

Anja Bayer: Dokumentation der archäologischen Funde aus dem Grab des Abts Berno († 1048) in Reichenau-Mittelzell, Bodensee, Riggisberg 2008.

Karl Sulzberger: Bericht – über die Untersuchung des Grabes des Abt Berno (1008–1048) ..., in: Emil Reiser: Die frühe Baugeschichte des Münsters zu Reichenau, Forschungen zur Deutschen Kunstgeschichte Bd. 37, Berlin 1960, S. 20–21.

Glossar

Albe

Knöchellanges, aus weißem oder naturfarbenem Leinen gewobenes Untergewand katholischer Priester und aller übrigen Kleriker, die im Gottesdienst eine Funktion haben.

Amikt

Rechteckiges Tuch aus weißem Leinen, von katholischen Priestern oder Diakonen bei der Messe unter der Albe zur Umhüllung von Hals und Schulter getragen und mit Bändern vor der Brust festgebunden.

Brettchengewebe

Brettchenweben ist eine uralte Webtechnik zur Herstellung fester Bänder und Borten von bis zu 30 cm Breite, oft mit geometrischen Mustern. In Europa seit dem 8. vorchristlichen Jahrhundert nachgewiesen. Blütezeit im Hochmittelalter.

Damast

Bei Damasten entstehen die Bilder durch den Wechsel von Kett- und Schussbindungen, das heißt, dass entweder die Kettfäden oder die Schussfäden an der Oberfläche sichtbar sind. Die Bilder können nur bei bestimmtem Lichteinfall durch die verschiedenen Schatteneffekte der Oberflächenfäden zur Geltung kommen.

Körperbindung

Unter Bindung eines Gewebes versteht man die Art der Verkreuzung von rechtwinklig zueinander stehenden Fadensystemen – senkrecht die Kette und waagrecht der Schuss. Bei der Körperbindung bindet ein Kettfaden regelmäßig über bzw. unter mehr als einen Schussfaden. Beim benachbarten Kettfaden findet die Abbindeung um einen Schussfaden versetzt statt, was sich auf dem fertigen Gewebe durch einen diagonalen Grat zeigt.

Manipel

Nicht mehr gebräuchliches Teil der Messekleidung eines Priesters – ursprünglich ein gefaltetes Handtuch, später Bandgewebe von streifenförmigem Zuschnitt, das über dem linken Arm getragen wird. Dient zur Verhüllung der linken Hand, wenn damit liturgische Geräte oder Bücher überreicht werden.

Patene

Tellerförmiges liturgisches Gefäß für die hl. Messe, meist aus Gold oder vergoldetem Silber.

Samit

Gewebe mit einer Hauptkette, einer Bindekette und zwei oder mehreren Schüssen. Der Schuss wird durch die Bindekette in Körperbindung abgebunden. Die Hauptkette wird dabei dem Muster entsprechend so bewegt, dass der eine Schuss auf der Gewebeoberfläche erscheint, während die übrigen Schüsse auf der Rückseite sichtbar sind.

Schlingstichbordüre

Gestickte Bordüre aus Reihen von verschränkt ineinandergehängten Maschen/Schlaufen. Auch als „Cylonstich“ bezeichnet.

Weißstickerei

Verzierung von Wäsche und Tischzeug aus Leinen oder Baumwolle.

Wollrautenkörper

Rautenkörper gilt als eines der ältesten Webmuster, nach dem schon in der Antike Gewänder gearbeitet wurden.

Anja Bayer, dipl. Kons./Rest. FH

Textilkonservierung

Abegg-Stiftung

Werner Abegg-Strasse 67

CH-3132 Riggisberg

Dr. Bertram Jenisch

Regierungspräsidium Freiburg

Referat 26 – Denkmalpflege

Denkmalporträt



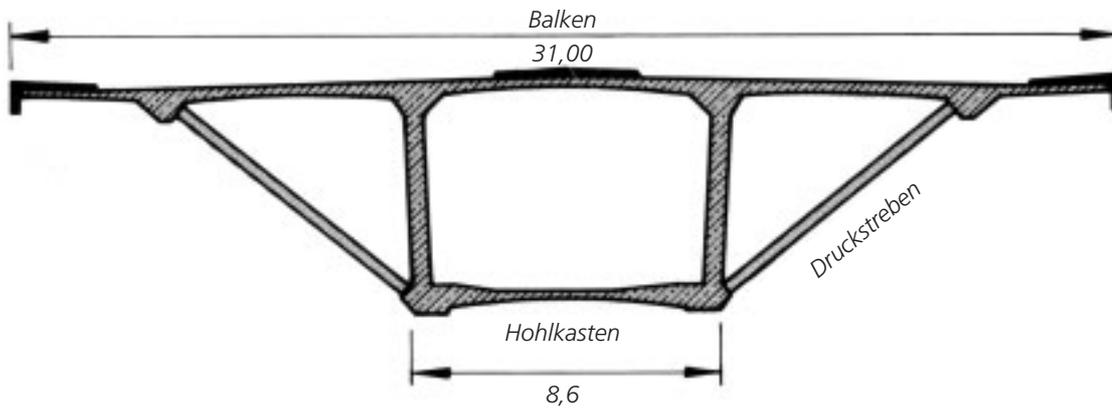
Höher als das Ulmer Münster Die Kochertalbrücke bei Geislingen

Die 1976 bis 1979 errichtete Kochertalbrücke zählt heute zu den höchsten technischen Bauwerken in Deutschland. Zur Bauzeit galt sie als eine der höchsten Autobahnbrücken Europas. Geplant wurde sie vom Ingenieurbüro Leonhardt, André & Partner und dem Architekten Hans Kammerer als künstlerischem Berater. Mit innovativen technischen Verfahren konstruierten sie eine Brücke, die auch durch ihre Ästhetik besticht.

Die Kochertalbrücke führt an einer topografisch günstigen Stelle die Autobahn A6 Heilbronn–Nürnberg über das Tal. Die Trassierung der A6 wurde bereits in den Planungen der Reichsautobahn in den 1930er Jahren festgelegt. Der Anspruch dieser Planungen zielte auf den Genuss der Landschaft durch die Autofahrer. So sollte die Strecke zunächst ins Tal absteigen. Dabei wären Steigungen von mindestens vier Prozent und Kurvenradien bis zu 600 m nötig gewesen. Zur Bauzeit der Kochertalbrücke war zwischenzeitlich die LKW-Nutzung in den Vordergrund gerückt. Niedrige Steigungen und große Kurvenradien waren jetzt gefragt. Die Querung des breiten Tals in dieser Gestalt wurde durch Neuerungen in der Bautechnik möglich. Gleichzeitig gelang es, die Tal Ebene von Verkehr freizuhalten und die Eingriffe in die geschützte Landschaft zu reduzieren. Aus-

gangspunkt für die neuartige Aufgabe war ein mehrstufiger Wettbewerb. Letztlich setzte sich eine Balkenbrücke aus vorgespanntem Stahlbeton gegen die von Hans Kammerer zunächst bevorzugten Entwürfe von Hänge- und Bogenbrücken durch.

Das 1128 m lange Bauwerk fügt sich in das landschaftlich reizvolle Kochertal spannungsreich ein. Sein Erscheinungsbild wird wesentlich geprägt durch das ausgewogene Verhältnis der schlanken Pfeiler zum Balken und der Fahrbahn zum Hohlkasten. Der geradlinige Verlauf des Balkens wird durch acht bis zu 185 m hohe, sehr schlanke Pfeiler mit einem leicht geschwungenen Anlauf rhythmisiert. Die weit über dem schmalen einzelligen Kastenträger auskragenden Fahrbahnplatten stützen schräge Druckstreben ab. So wirkt die Brücke trotz ihrer Größe aus der Ferne schlank proportioniert. Bemerkenswert sind die bautechnischen Neuerungen in der Ausführung von Stützen und Hohlkasten. Die enorme Höhe der Spannbetonpfeiler mit rechteckigem Hohlquerschnitt gelang mithilfe von so genannten Kletterschalungen, einer neuen Betonier- und Schalungstechnik. Durch Perfektionierung im Freivorbau konnte der schmale Hohlkasten des Überbaus von den Pfeilern aus gleichzeitig nach beiden Seiten vorgebaut



1 Kochertalbrücke,
Konstruktionsschema.

und somit eine Spannweite von 138 m überwunden werden. Kostengünstig wurden die auskragenden Fahrbahnplatten samt der Druckstreben aus Betonfertigteilen im Nachlauf gefertigt. Die Kochertalbrücke war richtungweisend für den Brückenbau Ende der 1970er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland. Sie orientierte sich an Prinzipien, die bei Brücken mit Stahlkastenträgern eingeführt wurden. Die Form des Überbaus mit einzelligem Hohlkasten, beidseitig auskragenden Fahrbahnplatten und schrägen Druckstreben aus Stahl zeigen bereits die 1971 bis 1974 errichtete Jagsttalbrücke bei Widdern und die ebenfalls von Leonhardt und Andrä entworfene Neckartalbrücke bei Weitingen (1975–78). Erstmals in Spannbeton ausgeführt wurde dieses Konstruktionsprinzip bei der 1977 fertiggestellten Eschachtalbrücke bei Rottweil. In Geislingen am Kocher gelang dem Büro Leonhardt, Andrä & Partner die Übertragung auf einen Großbau. Dieser zählt zu den in der Fachliteratur am häufigsten diskutier-



2 Freivorbau 1977.

3 Braunsbach, Geislingen a. K., Kochertalbrücke, Untersicht.

ten baden-württembergischen Brückenbauwerken der 1970er Jahre. Als herausragende Leistung der Ingenieurbaukunst ist die Kochertalbrücke ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen. In ihren bahnbrechenden Dimensionen stellt sie ein wichtiges Dokument für die Geschichte des Brücken- und Autobahnbaus dar. Fortschrittliche technische Verfahren wurden erstmals in neuen Ausmaßen eingesetzt und mit einem hohen ästhetischen Anspruch verwirklicht. In ihrer Höhe überragt sie selbst den höchsten Kirchturm (161 m) der Welt.

*Dr. Simone Meyder
Dr. Michael Hascher
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Denkmalporträt



Abwärts durch die „Teufelsklinge“ – Der historische Weg von Pliezhausen- Rübgarten ins Neckartal

Historische Wege oder Altstraßen sind – zu Recht oder zu Unrecht – kein Thema, mit dem sich die Archäologische Denkmalpflege häufig auseinanderzusetzen hat. Eine Ausnahme bildet der Weg, der von Rübgarten aus, einem Teilort der Gemeinde Pliezhausen im Kreis Reutlingen, durch die „Teufelsklinge“ in das Neckartal führt: Seit 1998, als die erste Meldung als „Römerstraße“ erfolgte, hatte sich die Tübinger Denkmalpflege aus unterschiedlichen Gründen mehrfach mit diesem Weg zu beschäftigen.

Er verband Rübgarten mit Altenburg, heute ein Teilort von Reutlingen. Gegenüber von Altenburg, unmittelbar unterhalb der 1406 zerstörten Burg Wildenau, verlässt er als „Heusteige“ das Neckartal und folgt dem Reichenbach zunächst nach Westen. An einer Bachschlinge wird der Reichenbach überquert, der Weg verläuft nun nördlich des Bachs weiter nach Nordwesten, wobei er auch den Häringswiesenbach kreuzt. Im weiteren Verlauf ist der jetzt als „Wildenaustraße“ bezeichnete Weg in den Steilhang des Reichenbachs, die so genannte Teufelsklinge, eingeschnitten, bis er die Hochfläche erreicht. Nach der Urnummernkarte verließ er den Wald ungefähr im Bereich des heute in den Ort führenden, asphaltierten Weges, traf südöstlich des Ortsrandes auf den von der Reichenbachmühle kommenden Mühlenweg und bog dann nach Nordwesten zur Ortsmitte um (heute: Hellestraße).

Schräg gegenüber der Kirche und des Schlosses mündete der Weg in die Hauptstraße ein. Vom Neckartal bis zur Ortsmitte hatte er über eine Entfernung von gut 2 km einen Anstieg von fast 100 m zu bewältigen.

Die Besonderheit des Weges, die auch dazu führte, dass er zunächst von seinem historisch interessierten „Entdecker“ als „Römerstraße“ interpretiert wurde, ist seine Pflasterung im Bereich des Steilanstiegs. Diese besteht aus unterschiedlich großen Bruchsteinen des lokal anstehenden Kalksandsteins, die in unregelmäßigen Reihen quer zum Hang verlegt worden sind. Partiiell sind noch sorgfältig gesetzte Randsteine erhalten. Ungefähr mittig im knapp 5 m breiten Weg zeichnen sich zwei tief eingefahrene Spurrinnen ab, die bei einer Breite von circa 0,3 m einen mittigen Abstand von etwa 1 m aufweisen – ein deutlicher Hinweis auf den üblichen Radabstand der Fahrzeuge, die hier verkehrten.

Ungewöhnlich sind aber vor allem zwei schräg zum Weg verlaufende Rinnen mit v-förmigem Querschnitt sowie zwei parallel dazu verlegte Reihen aus großen, bis zu 1 m breiten Sandsteinplatten, die offensichtlich zur Ableitung des Hangwassers dienen sollten. Die Rinnen liegen im Abstand von rund 35 m im Wegebereich knapp unterhalb der Hochfläche, die Plattenreihen folgen hangabwärts in Abständen von 80 m und noch

mals 70 m. Mit ähnlichen Platten ausgelegt wurde die noch bestehende Furt durch den Häringswiesenbach. Der übrige Weg ist dagegen als „normaler“ Waldweg ausgebildet. Offenbar wurde die Pflasterung nur dort ausgeführt, wo der steile Weg bei ungünstigen Witterungsverhältnissen für Fuhrwerke sonst unpassierbar gewesen wäre.

Wann aber wurde der Weg gepflastert? Prinzipiell vergleichbare Hof- und Wegepflasterungen mit Rinnen beziehungsweise Steinreihen zur Ableitung von Oberflächenwasser findet man am ehesten bei spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Burgen und Festungen. Bislang singulär erscheint die Verwendung sehr großer Steinplatten – ob dies aber mit der lokalen Verfügbarkeit von geeignetem Steinmaterial oder dem minimalen Kenntnisstand über die Beschaffenheit von Altstraßen zu begründen ist, sei dahingestellt. Eine Datierung in die Römerzeit scheidet aufgrund des Trassenverlaufs und der Ausführung der Pflasterung jedenfalls aus. Die Wegetrasse selbst mag durchaus im Mittelalter entstanden sein, vielleicht mit Gründung des 1363 erstmals genannten Weilers Rübgarten; auch ein Zusammenhang mit der im 13. Jahrhundert gegründeten Burg Wildenau und der dazugehörigen, wüstgefallenen Siedlung wäre durchaus denkbar. Die Wegepflasterung könnte auf Kenntnisse und finanzielle Möglichkeiten hindeuten, die die Mittel eines kleinen, bäuerlichen Weilers übersteigen. Es erscheint deshalb verführerisch, einen Zusammenhang mit lokalen historischen Ereignissen herzustellen: mit der Verlegung des Adelsitzes der Volen von Wildenau nach 1406 von der zerstörten Burg in die Ortsmitte von Rübgarten oder mit dem Neubau des Schlosses durch die Herren von Kniestedt ab 1706, wenn nicht gar mit dem Erwerb des Schlosses durch die Grafen von Dillen 1815. Sie alle hatten wohl nicht nur die Mittel zum Wegebau, sondern auch den dringenden Wunsch nach einem passierbaren Weg ins Neckartal. Endgültig klären lässt sich die Frage nach dem Alter des Wegepflasters vorerst jedoch nicht. Nach der Fundmeldung, die eine lebhaft diskussion über das Alter des Weges zur Folge hatte, wurde der Gemeinde im Jahre 2002 mitgeteilt, dass es sich bei dem Weg um ein Kulturdenkmal nach §2 DSchG handele. Im April 2008 informierte die Gemeindeverwaltung Pliezhausen die Archäologische Denkmalpflege, dass der Weg bei Waldarbeiten beschädigt worden sei. Dies bestätigte sich bei einem Ortstermin: Unverkennbar wiesen von schweren Maschinen tief ausgefahrene Rinnen sowie Abplatzungen an der Oberfläche zahlreicher Pflastersteine auf die akute Gefährdung des Kulturdenkmals hin.

Um für die Zukunft die Gefahr weiterer Schäden nach Möglichkeit zu verringern, wurden in Absprache zwischen dem Regierungspräsidium Tübingen,

Referat Denkmalpflege, der Gemeindeverwaltung Pliezhausen sowie dem Kreisforstamt Reutlingen, unterstützt durch einen ehrenamtlichen Helfer sowie die Hauptschule in Pliezhausen, verschiedene Maßnahmen durchgeführt: So sollen große Steine am oberen und unteren Ende der Wegetrasse die Befahrbarkeit des Weges erschweren. Unmittelbar am Wegrand stehende Bäume, deren Wurzelwerk die Pflasterung gefährdet, wurden gefällt. In Zukunft wird darauf geachtet, dass der Wegrand „baumfrei“ bleibt.

Bei einem ausgesuchten Teilstück des Weges wurde im Rahmen einer archäologischen Sondage die Pflasterung exemplarisch freigelegt und steingerecht dokumentiert; die Rinnen und Steinreihen wurden eingemessen sowie eine Fotodokumentation des gepflasterten Wegstückes erstellt. Im Rahmen einer Abschlussarbeit befreiten Schüler der 9. Klasse der Hauptschule Pliezhausen den Weg von Laub und fertigten eine Schautafel an, die den Benutzern des Wanderweges das Kulturdenkmal bewusst machen soll.

Es bleibt zu hoffen, dass diese Maßnahmen dazu beitragen, den historischen Weg durch die Teufelsklinge als Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen, insbesondere aber aus heimatgeschichtlichen Gründen zu erhalten.

Praktischer Hinweis

Der Weg kann bergab vom Parkplatz beim Sportplatz Pliezhausen-Rübgarten und bergauf vom Parkplatz an der B 297, an der Abzweigung nach Rübgarten, begangen werden. Gutes Schuhwerk ist erforderlich!

Dr. Beate Schmid

Regierungspräsidium Tübingen
Referat 26 – Denkmalpflege



1 Gepflasterter Steilanstieg mit Fahrrinnen.



2 Furt durch den Häringswiesenbach.

Denkmalporträt



Das Haus Beck-Erlang in Stuttgart

„Wer sich in der Massenproduktion der sechziger Jahre abheben wollte, brauchte eine kräftige Stimme“, so schreibt Wolfgang Pehnt in seinem Werk „Deutsche Architektur seit 1900“.

Von einer solchen Stimme zeugt ein in Material und Form auffälliges Einfamilienhaus mit Architekturbüro an einer stark befahrenen Straße im Stuttgarter Osten. Da die „bauliche Umgebung im zufälligen Nebeneinander keinerlei Anhaltspunkte bot“, hatte sein Architekt Wilfried Beck-Erlang den Anspruch, dem „Neubau ... eine ordnende Position im Straßenraum zuzuweisen“. Mit Begriffen wie „Betonbunker“, „Hausburg, Bollwerk“ und „Festung gegen den Großstadtlärm“ bedachten Öffentlichkeit und Presse damals das Haus, doch nicht ohne Respekt vor dem Ergebnis. „In diesem Haus könnte das Ticken der Uhr tatsächlich das lauteste Geräusch sein“, bemerkte ein Schreiber. Beck-Erlang erbaute das Haus 1964 bis 1966 als eigenes Wohnhaus mit integriertem Architekturbüro. Stadtnahes Wohnen war für ihn von so großer Bedeutung, dass er „im Selbstversuch ... die Möglichkeiten aufspüren [wollte], wie in dieser Situation gewohnt werden kann.“ Wohnen in der Stadt war für den Architekten ein besonderes Anliegen. Zusammen mit Kollegen hatte er 1963 eine Wanderausstellung „Heimat Deine Häuser – Eine Ausstellung über den deutschen Wohnungsbau“ initiiert, die in 40 Städten gezeigt wurde. Darin

wurde Unmut an der gebauten Umwelt formuliert, und es wurden verpasste Chancen des Wiederaufbaus, die Wohnungsbaupolitik der Wiederaufbauzeit und die Zersiedlung der Landschaft kritisiert. So erscheint es folgerichtig, dass sich Beck-Erlang mit dem eigenen Haus den Konventionen eines Architektenhauses widersetzte. Das Gebäude entstand auf einem circa 5 Ar großen Grundstück, dessen Gelände nach Norden und Osten abfällt und einen verwinkelten Zuschnitt aufweist. Lärm- und Staubbelastungen durch den Verkehr waren zu berücksichtigen, das Grundstück bot aber auch Möglichkeiten für reizvolle Fernaussichten in das Neckartal. Schallschutz, Luftzufuhr, besonders für die Schlafräume, Sichtbezüge in die Ferne und in den Garten waren wesentliche Entwurfsparameter für die Architektur des Hauses.

Beck-Erlang entwarf einen komplexen Grundriss, der über sieben Split-Level-Ebenen angelegt ist. Büro und Wohnung werden von unterschiedlichen Niveaus aus getrennt erschlossen. Zahlreiche Treppen verbinden im Inneren die Ebenen sowie die funktional und räumlich getrennten Nutzungsbereiche. Das Büro ist (mit Ausnahme des ehemaligen persönlichen Büros von Beck-Erlang) durch eine für die Bauzeit charakteristische offene Raumkonzeption geprägt. Auch im Wohnbereich bestimmt ein offener Grundriss die Räume des familiären Zusammenlebens, während die Individu-

alräume in den obersten Geschossen als Rückzugsbereiche ausgebildet sind. Im halböffentlichen Wohnbereich gruppieren sich Arbeitsraum, Bibliothek, Wohnraum, Essplatz und Küche um einen zentralen, als Raumteiler fungierenden offenen Kamin. Wandhohe Schiebefensterelemente ermöglichen den Zugang zu einem überdeckten Sitzplatz im Freien und zum Garten. Die baurechtlichen Bestimmungen erlaubten eine großzügige Überbauung des Grundstücks. Deshalb stand für den nach Südwesten orientierten Garten nur eine geringe Fläche zur Verfügung. Mittels Stützmauern, Sichtschutzwänden und der Zugänglichkeit von den Wohnebenen erreichte Beck-Erlang auch für diesen Bereich Nutzungsqualitäten.

Zum Schutz gegen die Immissionsbelastungen setzte Beck-Erlang in der ihm eigenen Experimentierfreude auf die Mittel modernster Bautechnik, zum Beispiel Kastenfensterkonstruktionen mit Thermopanescheiben und schallgedämmte Kanäle in den Fensterbrüstungen zur Raumbelüftung. Das Gebäude wirkt mit seinen vor- und zurücktretenden kantigen Kuben und verschiedenartigen Einschnitten wie eine bewegt gegliederte Großplastik. Vom Haus wegführende Mauerstreifen, Sichtschutzwände und aus der Wand vorkragende, mit Bedacht platzierte Wasserspeier sind zusätzliche Akzente im äußeren Erscheinungsbild des Hauses. Farbkontraste bilden neben dunkel imprägnierten Holzfensterrahmen einzelne, in kräftigem Blau gehaltene Paneele. Hauptcharakteristikum ist jedoch der ursprünglich sorgfältig ausgearbeitete Sichtbeton mit schalungsrauer, vertikal und horizontal strukturierter Oberfläche, der dem Gebäude eine besondere Ästhetik verlieh. Durch einen zwischenzeitlich aufgebracht, feuchtigkeitsabweisenden Anstrich wirkt die Außenhaut heute stark geglättet.

Der Qualitätsanspruch der Architektur ist auch an der gehobenen Ausstattung ablesbar. Den innen original überlieferten rauen Betonoberflächen sind Türen, Einbaumöbel und Wandverkleidungen aus Sipo-Mahagoni mit seinem warmen, dunklen Farbton eingefügt, freitragende filigrane Treppen zwischen den Geschossebenen lösen die Schwere der Materialien wieder auf, und der offene Kamin setzt mit der schimmernden, gebürsteten Metalloberfläche einen optischen und künstlerischen Akzent.

Das Haus Beck-Erlang ist ein charakteristisches Beispiel der als „beton brut“ in die Baugeschichte der 1960er Jahre eingegangenen architektonischen

Strömung, die eine neue Wertung des Baumaterials Beton und eine Ehrlichkeit von Konstruktion und Material vertrat. Beck-Erlang (1924–2002) war einer der führenden Architekten seiner Zeit im deutschen Südwesten. Zu seinen wichtigen Arbeiten zählen das Stadttheater in Bonn (1959–65), das Zürich-Vita-Versicherungsgebäude in Stuttgart (1964) und das Stuttgarter Planetarium (1975–77). Sein vielfach in der Fachpresse publiziertes eigenes Haus ist ein Schlüsselwerk für seine Schaffensphase in den 1960er Jahren. Es vermittelt einen Eindruck seiner unvoreingenommenen architektonischen Vorstellungen und von seiner Aufgeschlossenheit gegenüber technisch innovativen Lösungen.

In diesem selbstbewusst als Großplastik gestalteten Haus lebte und arbeitete Beck-Erlang 36 Jahre lang bis zu seinem Tod im Jahr 2002.

Das Haus hatte großes Glück, neue Besitzer zu finden, die nicht nur für die Architektur eine besondere Wertschätzung empfinden, sondern auch mit denkmalgerechten Nutzungen das Haus bezogen – es wird heute als Werbeagentur, Freie Kunstschule und Wohnhaus genutzt.

Edeltrud Geiger-Schmidt
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

1 Der offene Kamin ist Raumteiler zwischen Arbeitsraum, Bibliothek, Wohnraum, Essplatz und Küche.



Denkmalporträt



Unter Steinen verborgen Ein neuer römischer Altar aus Walheim, Landkreis Ludwigsburg

Im Februar 2009 meldete das Bürgermeisteramt Walheim den Fund eines „römischen Inschriftensteins“, der in einem Garten am Dammweg, Hausnummer 48 liegt. Hierauf wurde Kontakt mit den Findern, Familie Gronbach, aufgenommen und die Entdeckung besichtigt. Der Konservator staunte: In einer kürzlich neu errichteten Gartentrockenmauer stand ein wohlerhaltener, vollständiger römischer Altar. Er stammte aus einem auf dem Grundstück abgelegten Steinhaufen von ca. 5 m Durchmesser und 1,5 m Höhe. Familie Gronbach berichtete, dass dieser schon auf dem Grundstück gelegen hatte, als sie es erwarb. Der Schutthaufen war mit Moos und Brombeergestrüpp überwachsen. Wie weiter in Erfahrung zu bringen war, wurde er, als man bei einer Flurbereinigung in den 1970er Jahren oberhalb gelegene Gartenterrassen abbrach, auf dem damaligen Brachland abgelegt. Die Fundstelle am Dammweg liegt westlich des Neckarhochwasserdamms, östlich der unter dem heutigen Dorf befindlichen römischen Zivilsiedlung von Walheim, 170 m südlich des Baumbachs. Wie Bürgermeister Dautel berichtete, lud man aber auch noch nach der Flurbereinigung dort Steine ab. Familie Gronbach entdeckte den Fund, als sie

den Steinhaufen teilweise abtrug, um ihre Gartenmauer zu bauen.

Angesichts dieser Auffindungsgeschichte ist es erstaunlich, wie wenige Beschädigungen der Altar aufweist. Seinen ursprünglichen Standort darf man am wahrscheinlichsten im „vicus“, der zum Kastell gehörigen römischen Zivilsiedlung, unter dem alten Ortskern von Walheim vermuten.

Der Altar aus gelbem Sandstein mit glatten Seitenflächen weist die Maße 91 × 46,5 × 35 cm (Höhe, Breite, Tiefe) auf. Das an den Außenseiten leicht bestoßene Inschriftenfeld lässt folgenden Text erkennen:

MAESAMAE / [SA]C(rum) · TERENTIV[S] /
[MA]RCELLVS PR[O] / NIGRINA PRO /
[T]ERENTIO SEP ⁵ / TIMINO FILI(o) / ET SVIS /
V(otum) S(olvit) L(aetus) L(ibens) M(erito).

Die Übersetzung lautet: Der Maesama geweiht, hat (diesen Altar) Terentius Marcellus für Nicrina (seine Frau/Geliebte?) und für Terentius Septiminius, seinen Sohn, und die Seinen. Er hat damit sein Gelübde eingelöst froh und freudig nach Gebühr. Oberhalb der Inschrift weist das Gesims eine reiche Verzierung aus Ranken mit Blättern und Blüten

auf. Die Oberseite des Altars zieren – wie häufig zu finden – an den Außenseiten zwei Randwülste (von einem Kissen – „pulvium“) mit konzentrischen Kreisen auf der Vorderseite. In der Mitte der Oberseite befindet sich eine runde Opferschale („focus“) mit rotbrauner Verfärbung des Steins auf der Oberfläche. Das weist darauf hin, dass in ihr Opferfeuer, beispielsweise für Weihrauch, brannten. Die Göttin Maesama war bislang gänzlich unbekannt. Sie dürfte eine nicht näher anzusprechende Lokalgöttin, wahrscheinlich keltischen Ursprungs, sein. Bei dem Weihenden Terentius Marcellus und seiner Familie könnte es sich um römische Bürger handeln. Die beiden Namensbestandteile des Mannes sind römischen Ursprungs und sehr häufig zu finden. Der Name von Nigrina sowie der Beiname seines Sohnes Septiminus treten zwar deutlich seltener als die oben genannten auf, aber ihre Verbreitung im westlichen Mittelmeerraum und in den Nordwestprovinzen des Römischen Reichs ist ähnlich weit reichend wie bei Terentius und Marcellus. Auch sie stellen römische Namen dar. Daraus lässt sich ableiten, dass es sich bei dem Stifter und seiner Familie um romanisierte Provinzbewohner handelte. Die Verehrung einer einheimischen Lokalgottheit zeigt jedoch andere, wohl keltische Wurzeln. Diese Kombination ist ein erneuter Beleg für eine im Limeshinterland auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg lebende überwiegend gallo-römische Bevölkerung. Der Altar lässt sich mit großer Wahrscheinlichkeit in severische Zeit (193–235 n. Chr.) datieren.

Besonderer Dank gebührt Familie Gronbach und Herrn Bürgermeister Dautel für die nicht alltägliche Fundmeldung, Herrn Dr. M. Scholz, RGZM Mainz, für Hinweise.

Marcus G. Meyer M.A.
Regierungspräsidium Stuttgart,
Landesamt für Denkmalpflege

Dr. Ingo Stork
Regierungspräsidium Stuttgart,
Landesamt für Denkmalpflege



1 Walheim (Lkr. Ludwigsburg), Dammweg 48. Römischer Altar mit Weiheinschrift für Maesama.

Denkmalporträt



Eine Feldschanze des Dreißigjährigen Krieges auf dem Altenberg bei Bad Wimpfen

Auf dem Altenberg etwa 1 km östlich von Bad Wimpfen am Berg war eine Feldschanze aufgeworfen, die sich heute nur noch im Luftbild beziehungsweise – weniger deutlich – im digitalen, LIDAR-basierten Geländemodell abzeichnet. Der von Ost nach West streichende Höhenrücken besetzt den Winkel zwischen dem knapp 50 m hohen, schwer zugänglichen Steilabfall in das Neckartal im Norden und der Klinge des zum Neckar ausmündenden Morschbachs im Westen. Auf den Feldseiten fällt die Anhöhe flach zur Hochebene ab. Nur an der Nordflanke bildet eine bis zu 4 m hohe Böschung, die an ihren beiden Enden im Hang abtaucht, eine scharfe Kontur; vor dem Böschungsfuß erstreckt sich dort bis zum Bergtrauf eine 50 m breite, schwach geneigte Erdaufschüttung, gewissermaßen ein Glacis.

In den 1950er Jahren hat Gustav Scholl, dem man viele prähistorische Fundstellen in dieser Gegend verdankt, die „Schanze“ historisch einzuordnen versucht, indem er aus den damals noch erhaltenen Wallfragmenten eine latènezeitliche „Fliehbürg“ erschloss; ausgepflügte Feldsteine galten ihm als Relikte eines verstürzten „murus gallicus“. Diese Zuschreibung hat man seitens der Archäologie nicht weiter diskutiert, dennoch hätte auffallen können, dass die – auch von Scholl selbst

und in der Folgezeit – auf dem Altenberg aufgefundenen überwiegenden Funde der frühen Jungsteinzeit zwar auf eine ausgedehnte bandkeramische Siedlung hindeuten, aber nicht unbedingt eine „keltische“ Datierung der Anlage unterstützen.

Das Gelände wurde weiterhin unter den Pflug genommen, sodass heute obertägig auch die letzten Zeugen einer Befestigung verschwunden sind. So kam es völlig überraschend, als im Sommer 1984 sowohl der Luftbildarchäologe Rolf Gensheimer wie auch Rainer Ruschke, der für die Bodendenkmalpflege im Kreis Heilbronn wiederholt Befliegungen durchführte, an den Bewuchsmerkmalen eine Schanze identifizierten und ihren Neufund dem Landesdenkmalamt meldeten. Bei seinen Flügen zur Prospektion von Bodendenkmalen hat Rudolf Landauer diese Anlage ebenfalls erfasst und seine Aufnahmen 2008 in einem Bildband publiziert, der einen Querschnitt seiner archäologischen Beobachtungen aus über 20 Jahren zeigt. Seitdem dieser Ort der Archäologischen Denkmalpflege neu zur Kenntnis gelangt ist, hat ihn der Luftbildarchäologe Otto Braasch in regelmäßigen Abständen dokumentiert.

Die Luftbilder erlauben es, die Anlage historisch sicher anzusprechen. Im Acker zeichnet sich, auf ei-

ner nahezu quadratischen Basis, der Grundriss einer Feldschanze der frühen Neuzeit ab. Mit ihrer Grundrissform entwickelt sie die einfache vier-eckige Redoute (quadratisch oder trapezförmig geschlossene Schanze) weiter, ohne aber die differenzierte polygonale Struktur einer Sternschanze im engeren Sinn zu erreichen. In dem heute leicht eingesenkten Innenbereich fehlen Spuren einer Bebauung. Entlang des umlaufenden Grabens diente ein Erdwall als Brustwehr, den man auf einigen Luftbildern noch als hellen Streifen erkennen und im Gelände stellenweise als niedere Aufwölbung erahnen kann. Die Seitenlänge zwischen den Bastionsspitzen beträgt jeweils circa 110 m; die Fläche im Inneren einschließlich des Walles umfasst nach Auswertung des Luftbildes ungefähr 6,1 a. Die dunklen Verfärbungen außerhalb des Grabens werden wohl weniger eine Vorbefestigung als vielmehr Schwemmschichten nach Hangerosionen andeuten; die geschwungene dunkle Linie im Süden zeigt noch den Verlauf eines in alten Karten eingetragenen Weges.

Wenn man nach einer genauen Datierung dieses sicher unter der Leitung eines Kriegingenieurs angelegten Regularwerks fragt, wie es Rainer Ruschke 1995 getan hat, so bietet sich hier in dem dicht gedrängten Kriegsgeschehen, das die Region zwischen Oberrhein, Schwarzwald und Unterem Neckar im 17. und 18. Jahrhundert überzogen hat, zur Orientierung die Zeit um die Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) an, in der die zur Liga gehörenden Truppen unter Reichsgraf Tilly ein von Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach geführtes protestantisches Heer besiegten. Tatsächlich berichten die reichsstädtischen Ratsprotokolle von Ende März 1622 an wiederholt, meist aber ohne exakte Ortsangaben, von Schanzarbeiten in und um Wimpfen (z. B. StadtA Wimpfen: Rp 1622, 194), wo Tilly seit dem Winter ein bayerisches Kontingent einquartiert hatte. Im Zuge dieser Maßnahmen wird man auch, in Sichtweite zur damaligen Straße nach Heilbronn, die Altenberg-Schanze errichtet haben. Sie findet aber erst im Januar

1623 ausdrücklich Erwähnung, als das kaiserliche Militär die Stadt auffordert, sie solle dort ein „wachthauß“ aus Holz für einen mit zehn Mann zu besetzenden Posten errichten – was aber der Rat auch deshalb ablehnt, weil auf der Schanze bereits ein solches Corps de garde steht (Ebd.: Rp 1623, 27). Kurz darauf erlaubt Tilly, dass man die Gräben und Schanzen „einschleiffen möge“, damit das Gelände wieder zivil genutzt werden kann (Ebd., 138). Fortan erscheint die „Schanze“ als Bezugspunkt zur Lokalisierung von Grundstücken auf dem Altenberg.

Die Archäologische Denkmalpflege hat die frühneuzeitliche Schanze selbst wie auch das erheblich größere prähistorische Siedlungsareal auf dem Altenberg als Kulturdenkmale verzeichnet. Angesichts der andauernden Ackernutzung dieses Geländes muss man jedoch in beiden Fällen von stark gefährdeten Denkmalen sprechen – und unter diesen Bedingungen dürfte der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern sein, dass die Luftbilder, die uns heute noch ein schönes Porträt der Schanze liefern, nur noch ihr endgültiges Verschwinden mitteilen können.

Literatur

Rainer Ruschke: Die Schanze auf dem Altenberg, Bad Wimpfen. Eine bastionierte Feldschanze aus dem Dreißigjährigen Krieg, in: Regia Wimpina 7, 1995, S. 112–137.

Gustav Scholl: Die Keltenburg über dem Neckar. Ein Kapitel Wimpfener Frühgeschichte, Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme 7, 1961, Nr. 9.

Entzerrung des Luftbilds und Bemaßung: R. Boes/S. Papadopoulos, Regierungspräsidium Stuttgart, Referat Denkmalpflege.

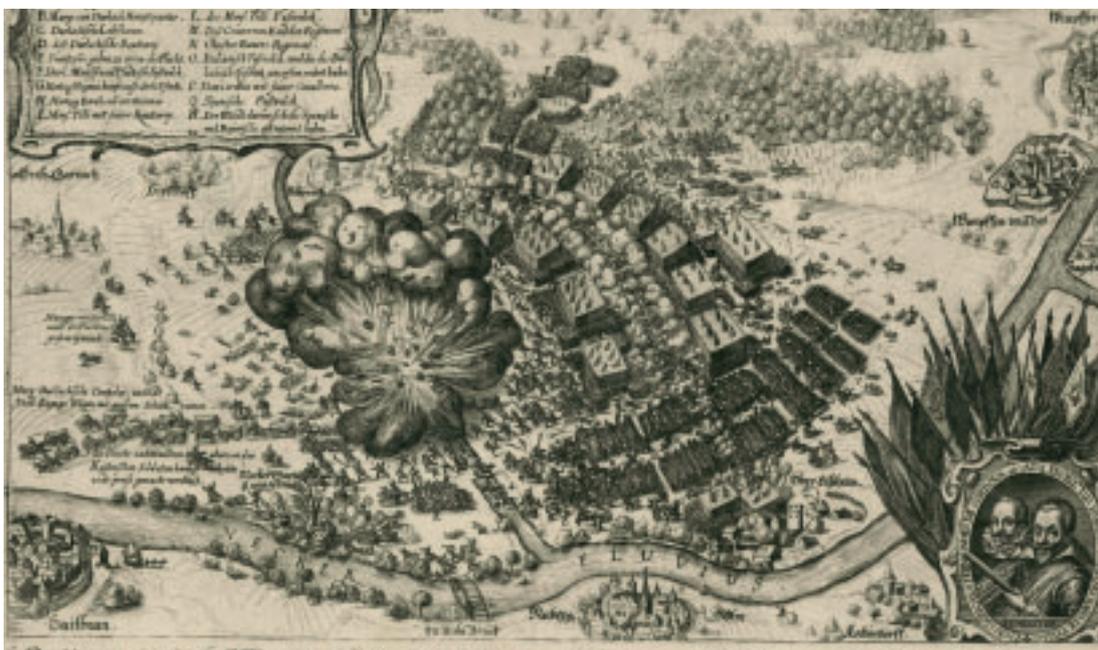
Dr. Alois Schneider

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege



1 Gewanne „Auf“, „unterhalb“ und „bei der Schantz“ auf dem Plan über die Güter des Ritterstifts St. Peter zu Wimpfen im Tal, 1777 (Ausschnitt).



2 Die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 auf einem zeitgenössischen Einblattdruck.

Ortstermin



Ein klassizistisches Kleinod vom Abriss bedroht: Das Gasthaus Rössle in Trillfingen

Nähert man sich von Haigerloch kommend dem kleinen Platz vor der Kirche in Trillfingen, fühlt man sich beim Anblick des ehemaligen Gasthofs Rössle in ein anderes Jahrhundert versetzt: Selten überdauert ein Gebäude die Zeiten derart unverändert. Lediglich im Jahr 1905 wurde das aus dem späten 18. Jahrhundert stammende Haus neu verputzt, der ehemalige Stall verkleinert, im Erdgeschoss ein weiterer Gastraum eingebaut sowie das Treppenhaus verändert. In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts folgten der Einbau einer zeitgenössischen Wirtshaustür und die teilweise Eindeckung des Daches mit Falzziegeln. Besonders bemerkenswert sind neben dem fast vollständig erhaltenen bauzeitlichen Fensterbestand figurliche Darstellungen, die unter dem abgeplatzten jüngeren Putz zum Vorschein kommen. An der Eingangsseite ist am rechten Fassadenrand der Hinterlauf eines Pferdes mit Satteldecke und Gurt zu erkennen. Dies dürfte ein Teil des ursprünglich namengebenden „Rössle“ sein. Dieser erste Befund lässt auf eine nahezu vollständig erhaltene klassizistische Farbfassung der Fassade hoffen – sicher nicht nur in der Region singulär!

Über dem Scheunentor auf der östlichen Gebäudeseite ist ein Medaillon zu erkennen, auf dem

eine Landfrau mit Garbe und Sichel dargestellt ist. Das „Rössle“ schmückt somit den Wohn- und Gastbereich des Hauses und die Landfrau kennzeichnet dessen Ökonomieteil.

Obwohl das Gebäude beim ersten Anblick an einen französischen Niederadelssitz erinnert, ist es im Grunde ein vollwertiges Bauernhaus mit Scheune, Stall und Vorratskeller. Besonders reizvoll ist hierbei, dass die ursprüngliche Nutzung und Wirtschaftsweise am vorhandenen Bau noch vollständig nachvollzogen werden kann. Nicht zuletzt geben viele erhaltene Inventarteile und Rechnungsbücher einen umfassenden Einblick in den Alltag einer Dorfgaststätte vom 18. Jahrhundert bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Bei dem Gasthaus handelt es sich um ein Kulturdenkmal im Sinne von §2 DSchG.

Es ist übrigens kein Zufall, dass das Gasthaus den Betrachter an Frankreich denken lässt; Planung und Ausführung werden einem Bauführer des berühmten klassizistischen Baumeisters Pierre Michel d'Ixnard zugeschrieben. D'Ixnard war zu dieser Zeit mit dem Bau der Stiftskirche im benachbarten Hechingen beauftragt. Offenbar war der Bauherr des „Rössle“ von diesem in der Region bisher völlig unbekanntem Baustil so beeindruckt, dass er den

Neubau seines Gasthauses diesen Handwerkern übertrug. Zwar „drückten die Schulden ihn am Anfang gar sehr“, dennoch entwickelte sich das Gasthaus bald zu einer weit über die Region bekannten Herberge, die ihm ein beträchtliches Einkommen sicherte. Da die viel befahrene Straße zwischen Haigerloch und Wachendorf unmittelbar am „Rössle“ vorbeiführte, war es vor allem bei den zahlreichen Fuhrleuten beliebt. Hier zeigten auch der Stall und die Scheune einen praktischen Nutzen, mussten doch bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur die Reisenden, sondern auch deren Kutschen und Pferde mit versorgt werden. Im „Rössle“ wurde hauptsächlich Bier aus der mittlerweile abgebrochenen Brauerei Zöhlraut in Haigerloch (zuletzt Haigerlocher Schlossbräu) ausgeschenkt.

Das genaue Baujahr des Gasthauses ist nicht bekannt und wird in den Quellen stets vage mit Ende des 18. Jahrhunderts angegeben. Stilistische und gefügekundliche Merkmale lassen eine zeitliche Einordnung um 1790 zu.

Nach mehreren Besitzerwechseln wurde der Schankbetrieb schon vor einiger Zeit eingestellt und das Rössle zusammen mit dem nebenstehenden so genannten Arnold-Haus an den heutigen Eigentümer verkauft. Da das Gebäude in den vergangenen Jahrzehnten leer stand und kein Bauunterhalt geleistet wurde, ist es in einem schlechten baulichen Zustand. Deshalb überlegt die Gemeinde Haigerloch zurzeit, das Gebäude zu erwerben und abzurechen. Für die fachliche Beurteilung, ob das Kulturdenkmal als solches erhalten werden oder abgebrochen werden kann, ist jedoch dringend genaue Kenntnis über den aktuellen Zustand des Gebäudes notwendig. Von Seiten der Denkmalschutzbehörden wurde aus diesem Grund ein Schadensgutachten angeregt.



Denn erst die genaue Ermittlung des wirklichen Schadensbildes und der Schadensursachen lässt begründet über das notwendige Erneuerungsmaß oder einen Abbruch entscheiden. Entsprechende Gutachten gehören zu den denkmalfachlichen Standards, die landesweit Gültigkeit besitzen. Aufgrund der baulichen und gestalterischen Qualität des Gasthauses müssen alle Anstrengungen unternommen werden, um das Gebäude zu erhalten. Denn in seiner Eigenschaft als authentisch befragbare Quelle ist das Gasthaus „Rössle“ unersetzlich.

1 Medaillon über dem Scheunentor an der östlichen Gebäudeseite. Hier verläuft die alte Verbindungsstraße nach Wachendorf.

Information

Pierre Michel d'Ixnard (*1723 Nîmes, †1795 Straßburg), franz. Architekt und Vertreter des Klassizismus, Ausbildung in Paris und Italien, Hauptwerke in der Region: Klosterkirche in St. Blasien, Stifts- u. Stadtkirche in Hechingen und Stiftskirche in Bad Buchau.

Holger Friesch
IGB Neckar-Alb
Birkenstraße 14
72116 Mössingen

2 Klassizistisches Sandsteinportal mit Erinnerungstafel der Renovierung von 1905.

Ausstellung

Mit High-Tech den Kelten auf der Spur.
Eine Ausstellung zur modernen Feld-
archäologie

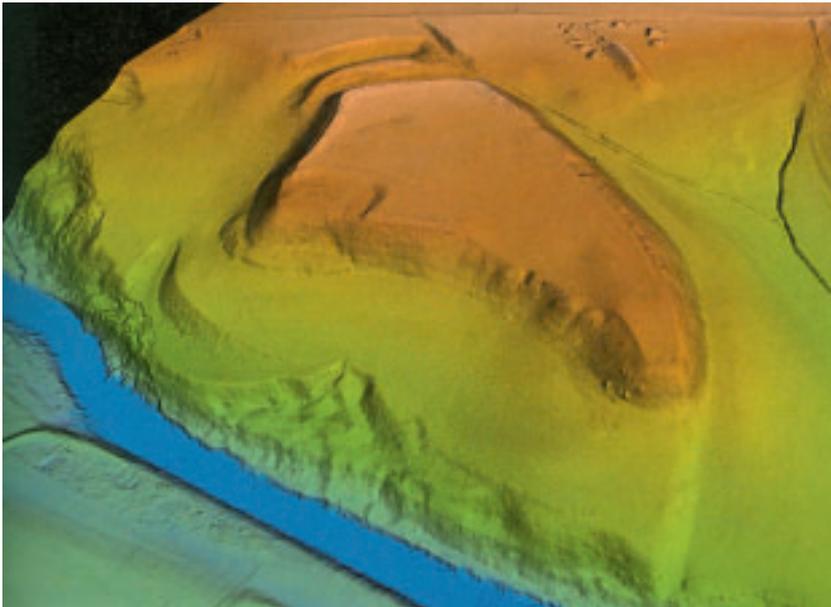
19. September 2010 bis 1. Mai 2011

Keltenmuseum Hochdorf
Keltenstraße 2
71735 Eberdingen-Hochdorf

Dienstag bis Freitag
9.30–12 Uhr und
13.30–17 Uhr
Samstag, Sonntag und Feiertage
10–17 Uhr
Montag geschlossen

*Digitales Geländemodell
der Heuneburg bei
Hundersingen – einem
der bekanntesten kelti-
schen Fürstentum in
Baden-Württemberg.*

Unsichtbares sichtbar machen will eine Ausstellung,
die vom 19. September 2010 bis 1. Mai 2011 im
Keltenmuseum in Eberdingen-Hochdorf zu sehen
sein wird. Das Keltenmuseum Hochdorf/Enz und



das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungs-
präsidium Stuttgart zeigen in einer interessanten
Ausstellung, dass Archäologie heute nicht nur Wis-
senschaft mit dem Spaten ist, sondern auch mo-
dernste Technik einsetzt.

Archäologen erfahren bei ihrer täglichen Arbeit,
auf welche Resonanz diese neuartigen Möglich-
keiten auch über die Fachwelt hinaus stoßen. An-
hand keltischer Fundplätze wie der Heuneburg
und der Entwicklung der archäologischen Feld-
forschung von ihren Anfängen vor weit mehr als
150 Jahren bis heute macht die reich bebilderte
Ausstellung diese Methoden verständlich.

Dem Besucher wird eindrucksvoll gezeigt, wie man
heute die Hinterlassenschaften längst vergange-
ner Kulturen aufspüren, dokumentieren und re-
konstruieren kann – selbst, wenn diese nicht aus-
gegraben werden.

Ist die Luftbildarchäologie weitgehend auf die Be-
obachtung freier Flächen beschränkt, so gelingt es
heutzutage, das Bodenrelief mit dem Laser aus der
Luft zu vermessen und den Bewuchs aus dem di-
gitalen Bild „wegzurechnen“. Der „Blick durch das
dichte Blätterdach“ ermöglicht beeindruckende
Geländemodelle, die eine neue Sicht auf Boden-
denkmale erlauben.

Geophysikalische Untersuchungen erfüllen den
Traum vom „Blick in den Boden“, ohne den Spaten
anzusetzen. Die gewonnenen Daten ergeben zu-
nächst ein undeutliches Bild, jedoch am Computer
können archäologische Strukturen sichtbar ge-
macht werden.

Mit modernsten Geräten wie Tachymeter oder La-
serscanner wird die Ausgrabungsdokumentation
digital erfasst und dreidimensional vermessen. Auf
dieser Basis sind sensationelle Rekonstruktionen
der Befunde am Computer möglich.

Anhand verschiedenster Medien, zum Beispiel
Computeranimationen und dreidimensionaler
Darstellungen, wird die hochmoderne Technolo-
gie anschaulich und leicht verständlich präsentiert.

Weitere Informationen: www.keltenmuseum.de

Gegendarstellung

Im Rahmen der Verleihung des Archäologiepreises
2008 ist der Eindruck entstanden, als sei dem Preis-
träger Herrn Rudolf Landauer der Nachweis eines
Kleinkastells in Bad Friedrichshall-Kochendorf und
der auch in dieser Ausgabe des Nachrichtenblattes
beschriebenen Sternschanze aus dem Dreißigjäh-

rigen Krieg auf dem Altenberg bei Bad Wimpfen
zuzuschreiben. Veröffentlicht wurde dies außerdem
in Heft 56 der Archäologischen Informationen aus
Baden-Württemberg „Archäologie-Preis Baden-
Württemberg 2008“, S. 17. Wir bedauern diesen
Irrtum und korrigieren ihn hiermit: Die Entdeckung
des Kleinkastells ist Herrn Otto Braasch und Herrn
Hans Riexinger, die der Schanze Herrn Dr. Rainer
Ruschke und Herrn Gensheimer zuzuordnen.

Mitteilungen

Tag des offenen Denkmals 2010

„Kultur in Bewegung – Reisen, Handel und Verkehr“ lautet das Motto des diesjährigen Tags des offenen Denkmals am Sonntag, den 12. September 2010. Bereits am Samstag, 11. September, lädt Sie die Landesdenkmalpflege um 10 Uhr in das Zeppelin Museum nach Friedrichshafen ein. Das Zeppelin Museum im alten Hafensbahnhof, ein Gebäude des Neuen Bauens, präsentiert die weltweit umfangreichste und bedeutendste Sammlung zur Geschichte und Technik der Zeppelin-Luftschiffahrt. In der Zeppelinhalle, direkt unter einer Teilrekonstruktion des Zeppelin-Luftschiffs LZ 129 „Hindenburg“, sprechen neben Staatssekretär Richard Drautz (Wirtschaftsministerium) auch der neue Abteilungsdirektor des Landesamtes für Denkmalpflege, Dr. Claus Wolf sowie der Erste Bürgermeister der Industrie- und Messestadt Friedrichshafen, Dr.-Ing. Stefan Köhler. Anschließend referiert Prof. Dr. Hermann Bausinger, ehemaliger Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, über „Last und Lust des Reisens. Etappen der Reisegeschichte“. Es musizieren Schülerinnen und Schüler der Musikschule Friedrichshafen.

Das Vormittagsprogramm umfasst ab 11.30 Uhr auch eine Führung durch das Zeppelin Museum; alternativ wird eine Stadtführung durch Friedrichshafen angeboten – „einem Zentrum von Reisen, Handel und Verkehr am Bodensee“.

Nachmittags ab 14 Uhr finden Exkursionen nach Überlingen (Vom mittelalterlichen Handelsplatz zum „Nizza am Bodensee“) und nach Meersburg (Ein Jahrhundert moderner Fremdenverkehr) statt. Höhepunkt ist die geplante Präsentation der denkmalgeschützten Fähre „Meersburg ex Konstanz“ nach 16-jähriger Restaurierung. Die dritte Exkursion führt ins neu eröffnete Museum Humpis-Quartier nach Ravensburg (Denkmalpflege im Quartier der Fernhändler). Über Verkehrsmittel und Verkehrswege von der Steinzeit bis ins Mittelalter informiert die vierte Exkursion. Sie führt nach Sipplingen, in die Goldbacher Schlucht und nach Unteruhldingen ins dortige Pfahlbaumuseum.

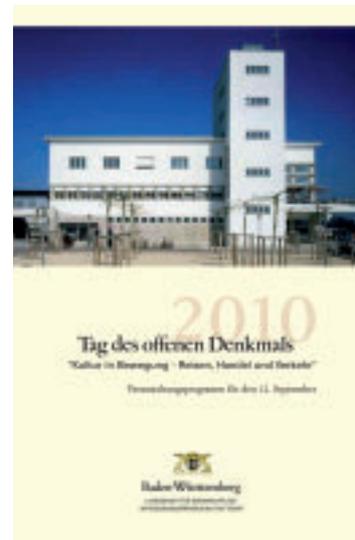
Für die Teilnahme an den Exkursionen wird um vorherige verbindliche Anmeldung gebeten.

Am Sonntag, 12. September, öffnen dann viele zu meist verschlossene Denkmäler des Landes ihre Pforten. Voraussichtlich werden wieder knapp 700 baden-württembergische Denkmäler der Öffentlichkeit zugänglich sein. Das komplette Programmheft des Landesamtes für Denkmalpflege liegt seit August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden aus.

Außerdem kann es kostenlos über das Landesamt für Denkmalpflege bezogen werden (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen, Fax: 07 11/90 44 52 49, E-mail: Denkmaltag2010@rps.bwl.de). Ab Anfang September kann es zudem auf der Homepage der Landesdenkmalpflege heruntergeladen werden (www.denkmalpflege-bw.de). In diesem Jahr informieren die Mitarbeiter der Landesdenkmalpflege in den Regierungspräsidien unter anderem über die steinzeitlichen Ausgrabungen am Hohlenstein im Alb-Donau-Kreis, im Olzreuter Ried bei Bad Schussenried (Räder der Steinzeit), auf dem frühkeltischen Fürstensitz Heuneburg sowie auf dem Michaelsberg bei Untergrombach. Außerdem finden in Baden-Baden eine Denkmalrundfahrt und in Esslingen eine Denkmalwanderung zum Neckarkanal statt. Bei Wiesensteig auf der Schwäbischen Alb wird gar eine Wanderung entlang der Autobahn angeboten. Unter dem Motto „Unerkannt am Wegesrand“ gilt es auf einer Radtour, zahlreiche Kleindenkmale zu entdecken. Andere Veranstaltungen beschäftigen sich mit alten Bahnhöfen (von der Brandruine in Pforzheim-Weißenstein zum schmucken Vereinsheim) oder mit alten Pilgerkirchen wie der in Schenkenzell-Wittichen.

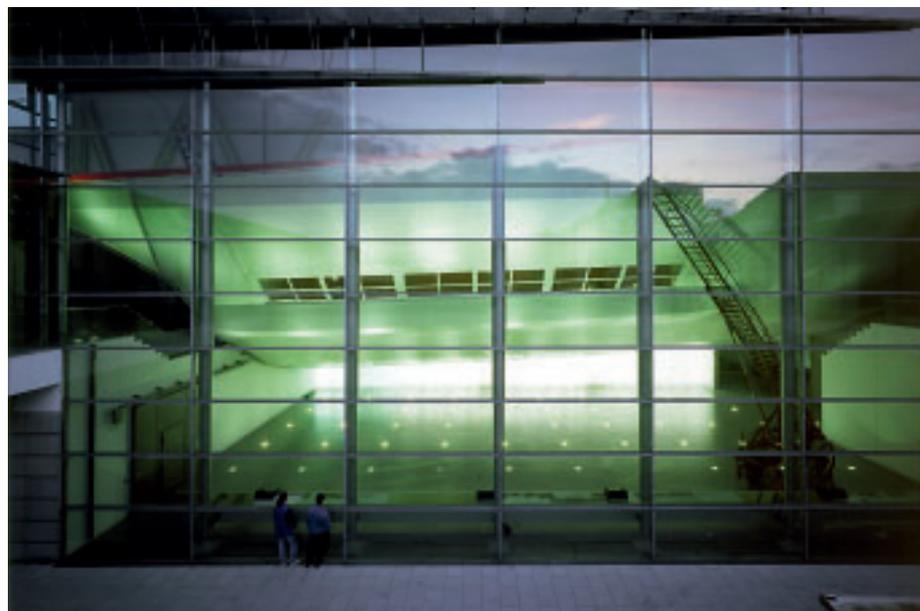
Auch 2010 bieten die Restaurierungswerkstätten der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der archäologischen Denkmalpflege des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen Führungen und Kinderaktionen an. Eine Präsentation des brandneuen, bundesweit einmaligen Imagefilms der Landesdenkmalpflege und ein Vortrag zu den materiellen Quellen der Verkehrsgeschichte ergänzen das Programm.

Wir wünschen allen Denkmalinteressierten einen erlebnisreichen Tag des offenen Denkmals!



Das Gesamtprogramm zum Tag des offenen Denkmals in Baden-Württemberg ist ab sofort erhältlich.

Zeppelin Museum Friedrichshafen, Zeppelinhalle mit Luftschiff „Hindenburg“.



Schulausflug ins Landesamt für Denkmalpflege

Ein 1500 Jahre altes Skelett identifizieren, den Kampf gegen das Zerstörungswerk eines Holzwurms verfolgen oder ein altes Bauholz datieren – das und noch vieles mehr können Schüler im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen erleben. Seit April 2010 bietet das Landesamt für Denkmalpflege erstmals altersspezifische Aktionen für Schulklassen der Stufen 3–4, 5–7 sowie Mittel- und Oberstufe an. Spielerisch erfahren die Kinder, was ein Denkmal ist und warum und wie man es schützt. Das Dienstgebäude der Denkmalpfleger steht als ehemaliges Schulgebäude selbst unter Denkmalschutz. Mit ihrem persönlichen Forscherbuch erkunden die Schüler das Gebäude, suchen typische Schulräume und überlegen, inwiefern diese beim Umbau anders behandelt wurden, als sie das aus ihrer häuslichen Umgebung kennen. Höhepunkte jeder Führung sind die Besuche in den Restaurierungswerkstätten der Bau- und Kunst- denkmalpflege sowie der archäologischen Denkmalpflege. Je nach Auftragslage werden hier unterschiedliche Themen behandelt, so zum Beispiel die Restaurierung von Tafelbildern oder das Röntgen und Freilegen von Bodenfunden. Zum Ende jeder Führung können die Schüler dann selbst Hand anlegen, so etwa eine archäologische Blockbergung freilegen oder zerbrochene Keramikgefäße zusammensetzen.

Das Programm dauert zwischen 3 und 3,5 Stunden und findet in der Regel vormittags zwischen 9 und 12.30 Uhr statt.

Aufgrund der großen Nachfrage wird um rechtzeitige Anfrage gebeten.

Für Projekttag bietet sich eine Kombination der Aktion mit einer Kinderführung durch die Altstadt von Esslingen oder einem Besuch der Unterkirche St. Dionys in Esslingen, einer der bedeutendsten Kirchengrabungen der Nachkriegszeit in Baden-Württemberg, an.

Mit Ehrfurcht und Begeisterung identifizieren die Schüler ein alamannisches Skelett in der Restaurierungswerkstatt.



Ansprechpartner
für Aktionen im Landesamt für Denkmalpflege:
Christiane Schick, Tel. 07 11/90445-208 (vormittags), christiane.schick@rps.bwl.de

für Kinderführungen durch die Altstadt von Esslingen:

Esslinger Stadtmarketing & Tourismus GmbH,
Frau Patzel und Frau Bilgic, Tel. 07 11/39 69 39-69,
info@esslingen-tourist.de

für Führungen durch die Kirchengrabung von St. Dionys:

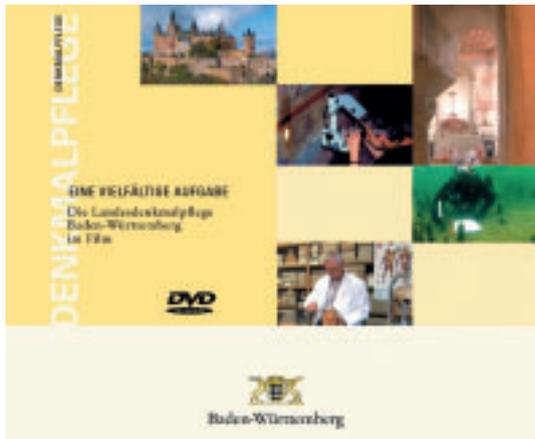
Effi Grimmer, Tel. 07 11/35 12-2951,
effi.grimmer@esslingen.de

Weitere Bildungsangebote der Denkmalpflege auch unter: www.denkmalpflege-bw.de/Service/Bildung

Ein Imagefilm der Landesdenkmalpflege entsteht

Ganze Stapel bunter Stoffe lagern in den Regalen der ehemaligen Textilfabrik Pausa in Mössingen: unten rechts ein florales Design, darüber ein rotweiß kariertes Stoff, darüber ein metallisch glänzendes Knittergewebe. Zwei Regale weiter stapeln sich Musterbücher. In einem Buch der 1970er Jahre entdeckte ich ein Apfelmuster und bin elektrisiert. Ganz plötzlich fühle ich mich in meine Kindheit zurückversetzt: Genauso sah meine Bettdecke damals aus. Und das grün-orangefarbene Kreisornament zwei Seiten weiter schmückte unsere Tapete.

Es ist ein sonniger Tag. Dr. Dieter Büchner und ich sind mit dem Drehteam der Firma AV-Medien aus Stuttgart verabredet, um die denkmalgeschützte Stoffsammlung der ehemaligen Textilfabrik als Beispiel für bewegliche Kulturdenkmale für den Imagefilm der Landesdenkmalpflege ins Bild zu bannen. Als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit bin ich für Konzeption und Koordination des Projektes zuständig. Unsere Faszination überträgt sich schnell auf das Filmteam. Die Regisseurin Nina Faulhaber lenkt den Kameramann von einem bildwirksamen Drehort zum nächsten. Dieter Büchner, zuständiger Denkmalpfleger aus dem Fachbereich Inventarisierung des Landesamtes, zeigt uns herausragende Stoffe, die in der Pausa nach den Entwürfen von Willi Baumeister, HAP Grieshaber, Anton Stankowski, Walter Matysiak, Adolf Felger, Leo Wollner oder Wolf Bauer ausgeführt wurden. „Der künstlerische Anspruch bei der Gestaltung war von Anfang an hoch, die Pausa für ihre kunstvoll bedruckten Dekorationsstoffe weit über die Region hinaus bekannt“, berichtet er. 2001 wurde



die Insolvenz angemeldet, Maschinen wurden abtransportiert. Erhalten blieb die Stoffsammlung, die über 70 Jahre Textilgeschichte in Baden-Württemberg dokumentiert und sich noch an Ort und Stelle in den alten Firmengebäuden befindet. Die Denkmalpflege bemüht sich, die bislang unerschlossene Sammlung zu inventarisieren und zu sichern, damit sie vielleicht dereinst als Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann. Ähnlich fesselnd verlaufen die anderen 14 Drehtermine. Abwechselnd treten Referenten der archäologischen Denkmalpflege, der Bau- und Kunstdenkmalpflege, Spezialisten oder Partner der Denkmalpflege vor die Kamera und entführen das Filmteam in eine ihm unbekannt Welt. „Bislang bin ich am liebsten ins ferne Ausland gereist“, resümiert Nina Faulhaber am Ende der Dreharbeiten, „jetzt weiß ich, wie viele spannende Ziele auch meine Heimat zu bieten hat.“ Der Film hat ihren Blick für das kulturelle Erbe geschärft und der Journalistin und Regisseurin gezeigt, wie komplex der Prozess erfolgreicher Denkmalerhaltung ist. Vor allem die modernen Technologien, die in der Denkmalpflege zum Einsatz kommen, überraschten sie: zum Beispiel Bodenradarmessungen und Laserscan zur Prospektion in der Archäologie oder die Computertomografie zur Durchleuchtung von Blockbergungen. Besonderes Highlight war ein Flug mit dem Luftbildarchäologen Dr. Otto Braasch über die Ostalb zur Befundung archäologischer Denkmale aus der Luft.

Was einen Denkmaleigentümer motiviert, seine Immobilie kostenintensiv denkmalgerecht zu sanieren, berichtet Familie Pauli aus Gunningen. Kurz nach der Erbschaft ihres denkmalgeschützten Hauses seien sie angesichts der Auflagen „wie vor den Kopf gestoßen“ gewesen. Doch dann sei es ihnen mit Unterstützung der Gebietsreferentin Monika Loddenkemper gelungen, den vermeintlichen „Klotz am Bein“ in lebenswerten Wohnraum zu verwandeln. „Die ideelle und finanzielle Förderung der Denkmalpflege ist eine willkommene Unterstützung, um mit Freude an die Arbeit zu gehen“, erklärt Renate Brüggemann aus

Bad Wimpfen, die schon zum wiederholten Male ein Denkmal saniert.

Nach Abschluss der Dreharbeiten geht der Film in den Schnitt. Alle Mitwirkenden warten gespannt auf das Ergebnis. Endlich ist es so weit. Überrascht stellen wir fest, wie positiv der Film auch in die Baden-Württembergische Denkmalpflege hineinwirkt. An der Konzeption waren alle Referate der inzwischen auf vier Regierungspräsidien verteilten Landesdenkmalpflege beteiligt, im Fokus stehen die handelnden Mitarbeiter. Vielen wurde erst durch den Film bewusst, mit welcher vielfältigen Aufgaben ihre Kollegen betraut sind. So fördert der Film Respekt vor der Arbeit der anderen Fachbereiche.

„Mit diesem bundesweit ersten derartigen Imagefilm möchten wir dem sich wandelnden Informationsverhalten Rechnung tragen“, schreiben wir in unserer Pressemitteilung zum Erscheinen des Filmes Anfang Mai 2010. Das scheint gelungen, denn in den ersten Wochen sehen knapp 1000 Menschen den Film auf You Tube und bei Veranstaltungen. Wir möchten Sie herzlich einladen, sich selbst einen Eindruck davon zu verschaffen. Der Film steht in vier verschiedenen Fassungen auf unserer Homepage zum Anschauen bzw. Herunterladen bereit (www.denkmalpflege-bw.de Rubrik Filme). Zudem kann die DVD zum Preis von 9,80 €, ISBN 978-3-927714-99-1, bei der Gesellschaft für Archäologie (www.gesellschaft-vfg.de) bezogen werden.

„Die kulturelle Vielfalt unseres Landes, die bewegte Geschichte, das zeichnet Baden-Württemberg aus. Dafür arbeitet die Landesdenkmalpflege, indem sie die vielen Denkmale schützt, sie weiter erforscht und dieses Wissen einer breiten Öffentlichkeit weitergibt, insbesondere auch an die nächsten Generationen.“, mit dieser Botschaft des Regierungspräsidenten Johannes Schmalzl endet der Film.

Dr. Irene Plein



Stoffmuster in den Regalen der ehemaligen Textilfabrik Pausa.

DVD-Cover (links).

Drehtermin auf einer archäologischen Ausgrabung in Rottenburg.



Prof. Dr. Dieter Planck,
Vorsitzender im Vorstand
der Förderstiftung Archä-
ologie, präsentiert die
Gründungsurkunde.
Links: Regierungspräsi-
dent Johannes Schmalzl.



Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg gegründet

Am 19. April 2010 überreichte Regierungspräsident Johannes Schmalzl der Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg im Rahmen einer Feierstunde die offizielle Gründungsurkunde. Die Anerkennung der Stiftungsbehörde als Stiftung bürgerlichen Rechts war bereits drei Monate zuvor erfolgt.

In seiner Begrüßung resümierte der Vorsitzende Prof. Dr. Dieter Planck den Weg von der Idee zur Gründung der Stiftung und dankte den Spendern aus den Reihen der beiden archäologischen Gesellschaften. Anschließend unterstrich Regierungspräsident Schmalzl die Notwendigkeit einer archäologischen Stiftung und mahnte die weitere Ausstattung mit Finanzmitteln in Form von Eigenkapital an. Die Vorsitzende des Förderkreises Archäologie in Baden, Dr. Bianca Lang, hob in ihrem Grußwort besonders die steuerliche Vergünstigung von Zuwendungen an eine Stiftung hervor. Zunächst wird die Stiftung mit sechs Projekten an die Öffentlichkeit treten, für die sie Spenden sammelt. Dem Landesarchäologen Dr. Dirk Krause zufolge handelt es sich um: eine 3-D Rekonstruktion der Heuneburg, die Rekonstruktion von bemaltem Wandputz für das Museum der Villa in Heitersheim, die wissenschaftliche Bearbeitung einer urnenfelderzeitlichen Siedlung aus Heidelberg-Handschohsheim, die Zeichnung der Funde aus Gebäude H der römischen Gutsanlage von Hechingen-Stein, die Finanzierung der

Vorarbeiten einer Dissertation, die die Besiedlung der Frühhalamannen zum Gegenstand hat, sowie um den Schutzbau des Tempels in Neuenstadt am Kocher.

Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg
Berliner Str. 12
73728 Esslingen a. N.

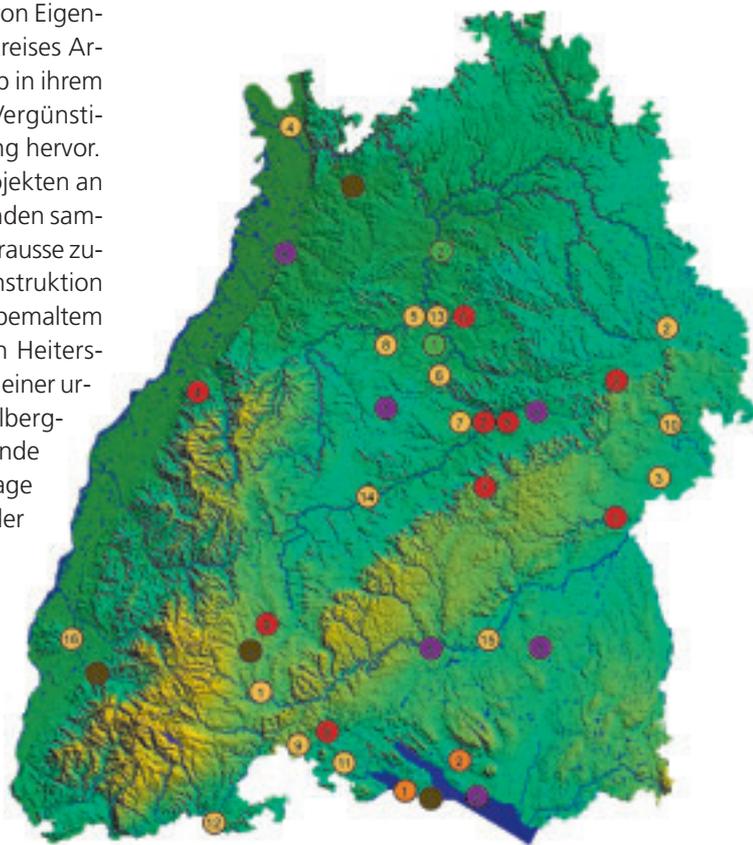
mail@stiftung-landesarchaeologie.de
www.stiftung-landesarchaeologie.de

Konto: 2369251 bei BW Bank, BLZ 600 501 01

Bücher zur Denkmalpflege im Preis reduziert

Zum 1. Juni hat das Landesamt für Denkmalpflege zahlreiche Publikationen im Preis reduziert. Eine Orientierung, welche Titel sich mit Themen in Ihrer näheren Umgebung befassen, bietet die hier abgebildete Karte Baden-Württembergs. Kurztitel, Reihe und Preis finden Sie durch Zuordnung der farbigen Punkte der Karte in der unten folgenden Übersicht. Nähere Informationen zu den angebotenen Büchern gibt es im Internet: <http://www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/publikationen/reihen.html> unter der jeweiligen Reihe. Alle Titel sind im Buchhandel über den Theiss-Verlag erhältlich.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre!



FÖRDERSTIFTUNG
ARCHÄOLOGIE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG



Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Preisreduzierungen ab 01.06.2010

ISBN	Bd.	Titel	alter Preis	neuer Preis	Nr.
Denkmaltopographie Baden-Württemberg					
1938-8	I.8.1	Stadt Ludwigsburg	€ [D] 39,00	€ [D] 35,90	1
1988-3	I.5	Stadtkreis Heilbronn	39,00	35,90	2
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg					
1179-5	17	Eschelbronn	79,00	29,90	1
1229-7	19	Das »Harmonie«-Gelände in Freiburg im Breisgau	56,00	29,90	2
1266-2	21	Holzfunde aus Freiburg und Konstanz	56,00	29,90	3
1301-0	22	Die Entstehung der Stadt Villingen	60,00	39,90	4
Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg					
1462-8	9,1/2/3	Jakobs, St. Georg Reichenau 3 Bde. Bis 31.5.2007 € 204,00, danach	99,00		1
1359-1	11	Knapp, Salem , ehem. Zisterzienserabtei und Ausstattung	147,00	99,00	2
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg					
1239-6	56	Das Alamannisches Gräberfeld von Donaueschingen	49,90	19,90	1
1433-8	57	Rainau-Buch I	55,00	19,90	2
1300-3	58	Jungsteinzeitl. Dorf Ehrenstein III	66,00	19,90	3
1491-8	59	LOPODVNM II (Ladenburg)	65,00	19,90	4
1520-5	60	Das Alamannisch-fränkisches Gräberfeld bei Pleidelsheim	92,00	29,90	5
1196-2	61	Cannstatt I	39,90	19,90	6
1246-4	62	Köngen-Grinario I	70,00	19,90	7
1277-8	63	Die Spätlatènezeit in Württemberg	65,00	19,90	
1278-5	64	Hochdorf III	79,00	29,90	8
1286-0	65	Der römische Gutshof bei Büßlingen	46,00	19,90	9
1299-0	66	Hallstattzeitl. Grabfunde aus d. Seewiesen von Heidenheim-Schnaith.	69,00	19,90	10
1342-3	67	Die mittel- u. spätbronzezeitl. Grabfunde von Singen	76,00	29,90	11
1401-7	68	Siedlungsarchäologie im Alpenvorland V	49,90	19,90	
1402-4	69	Dangstetten II	49,90	29,90	12
1453-6	70	Hochdorf VI	65,00	19,90	13
1492-5	71	Sumelocenna (Rottenburg)	92,00	29,90	14
1521-2	72	Die Heuneburg -Außensiedlung	85,00	19,90	15
1768-1	73	Hallstattzeitliche Höhensiedlungen im Breisgau	46,00	19,90	
1523-6	74	Siedlungsarchäologie im Alpenvorland VI	77,00	29,90	
1522-9	75	Ein frühmittelalterliches Reihengräberfeld bei Eichstetten	90,00	29,90	16
Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg (Restbestände)					
0222-9	3	Eiszeithöhlen im Lonetal	12,90	2,90	1
0302-8	8	Grinario - Das römische Kastell und Dorf Köngen	7,90	2,90	2
0223-6	9	Das Freilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis	8,90	2,90	
0449-0	10	Der Rosenstein bei Heubach	8,90	2,90	3
0555-8	11	Aquae - Das römische Baden-Baden	7,90	2,90	4
0558-9	12	Der Römerpark in Köngen	7,90	2,90	5
0888-7	13	Kloster Mariental in Steinheim an der Murr	7,90	2,90	6
0887-0	14	Der Runde Berg bei Urach	8,90	2,90	7
1002-6	15	Rentierjäger im Brudertal	7,90	2,90	8
1064-4	17	Der römische Gutshof von Fischbach	7,90	2,90	9
Fundberichte aus Baden-Württemberg					
1727-8	25	Fundberichte aus Baden-Württemberg	140,00	49,90	
1813-8	26	Fundberichte aus Baden-Württemberg	80,00	49,90	
1880-0	27	Fundberichte aus Baden-Württemberg	130,00	49,90	
Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg					
1497-0	55	Das römische Sindelfingen	39,90	19,90	1
1498-7	56	Das Kippenhorn bei Immenstaad	46,00	19,90	2
1499-4	57	Schutz arch. Funde aus Metall vor immissionsb. Schädig.	45,00	19,90	
1552-6	58	Die Wasserburg Buchau	17,90	9,90	3
1569-4	59	Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Uhingen	33,00	19,90	4
1570-0	60	Spätes Jungpaläolithikum u. Mesolithik. in d. Burghöhle Dietfurt	40,00	19,90	5
1641-7	61	Merowingerzeit im südl. Kraichgau u. in d. angrenz. Landschaften	48,00	19,90	
1642-4	62	Mittelalterliche Öfen und Ofenanlagen	42,00	19,90	
1643-1	63	Die römische Besiedlung am östlichen Hochrhein	57,00	19,90	
1739-1	65	Die beiden Michelsberger Anlagen von Bruchsal »Aue« und »Scheelkopf«	46,00	19,90	6



Amtseinführung von Dr. Claus Wolf als neuer Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege durch Wirtschaftsminister Ernst Pfister in Esslingen

Dr. Claus Wolf ist seit dem 1. Juli 2010 neuer Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart. Als Leiter der Obersten Denkmalschutzbehörde führte ihn Wirtschaftsminister Ernst Pfister MdL am 5. Juli 2010 in Esslingen im Rahmen einer Feierstunde offiziell in sein Amt ein. Der gebürtige Sigmaringer Claus Wolf war seit 2001 Kantonsarchäologe des Schweizer Kantons Freiburg/Fribourg und leitete das dortige Amt für Archäologie. Besondere Verdienste hat er sich um eine erfolgreiche grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit deutschen Archäologen am Alpenrand erworben.

„Baden-Württemberg besitzt mehr als 90 000 Bau- und Kunstdenkmale und über 60 000 archäologische Denkmale. Diese in ihrer Einzigartigkeit und historischen Aussagekraft für heutige und kommende Generationen zu erhalten, sieht die Landesregierung als eine hochrangige Aufgabe und Verpflichtung an“, erklärte Ernst Pfister in Anwesenheit von Landrat Heinz Eininger und Claus Wolfs Vorgänger Prof. Dr. Dieter Planck.

Dr. Claus Wolf studierte von 1980 bis 1991 an der Universität Freiburg im Breisgau Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie, Alte Geschichte, Ägyptologie und Geografie. Dort hat er 1991 in Ur- und Frühgeschichtlicher Archäologie promoviert. Nach seiner Tätigkeit als Leiter des Bereiches „Lineare Großgrabungen“ im Schweizer Kanton

*Johannes Schmalzl,
Dr. Claus Wolf und Ernst
Pfister bei der Amtseinführung in Esslingen.*



Waadt wechselte er zum Amt für Archäologie des Kantons Freiburg und war unter anderem im Vorstand der Konferenz der Schweizerischen Kantonsarchäologen und im Stiftungsrat zur Förderung der Denkmalpflege in der Schweiz tätig. Seit 2006 lehrte er an der Schweizer Universität Freiburg Archäologie.

„Ich freue mich, dass mit Professor Wolf ein Landeskind mit internationaler Erfahrung und hohem Ansehen in der Fachwelt in seine Heimat zurückkehrt und bei uns im Land eine anspruchsvolle Führungsaufgabe übernimmt“, erklärte Regierungspräsident Johannes Schmalzl. Für die Denkmalpflege in Baden-Württemberg sei Wolf ein Gewinn.

Esslingens Oberbürgermeister Dr. Jürgen Zieger hieß Dr. Claus Wolf auch als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft „Alte Stadt“ willkommen und betonte die hohe Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit rund 850 Baudenkmalen in der Stadt.

Wirtschaftsminister Ernst Pfister beschrieb bei der Amtseinführung im Bürgersaal des Alten Esslinger Rathauses die vielfältigen Aufgaben der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, deren Verantwortung von der Fossilienlagerstätte und steinzeitlichen Pfahlbausiedlung über das gotische Münster, Bürger- und Bauernhäuser bis hin zu technischen Kulturdenkmälern wie Eisenbahnbau- oder Schiffshebewerke reicht. „Es geht bei der Denkmalpflege jedoch nicht nur um das Bewahren und Erforschen. Denkmale tragen auch zur Stärkung der Zentren bei“, so Ernst Pfister. Die Mittel der Denkmalförderung lösen Folgeinvestitionen in vielfacher Höhe des Fördervolumens aus und haben Aufträge für das lokale Gewerbe, das Handwerk und Freiberufler zur Folge.

Der Minister nannte als besonders wichtige Aufgaben innerhalb der Denkmalpflege die Arbeit an ihrer öffentlichen Akzeptanz, hier vor allem auch die Ansprache junger Menschen; das verstärkte Bemühen um Nutzung von Denkmälern sowie ihre energetische Verbesserung. Hier müsse die Denkmalpflege kompromissbereit sein.

Dr. Claus Wolf äußerte seine Freude darüber, nach 22 Jahren wieder in seiner Heimat tätig sein zu können. Als neuer Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege freue er sich auf die neuen Herausforderungen und lobte die sehr guten Rahmenbedingungen vor Ort in Esslingen, wo er sich als Vermittler zwischen den beiden großen, gleichberechtigten Bereichen des Hauses versteht: der Archäologischen Denkmalpflege sowie der Bau- und Kunstdenkmalpflege.

Buchbesprechung

Grenzverschiebungen, Kulturraum, Kulturlandschaft. Kulturerbe in Regionen mit wechselnden Herrschaftsansprüchen.

Hg. v. Birgit Franz und Gabi Dolff-Bonekämper.
(Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 18, Jahrestagung in Straßburg 2.–4. Oktober 2008)

Die Publikation umfasst 15 Beiträge der 2008 in Straßburg abgehaltenen Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege sowie einen nachträglich aufgenommenen Aufsatz. Angesichts der immer zahlreicher werdenden Stätten des Weltkulturerbes und der Tatsache, dass Grenzen gerade in Europa immer wieder neu zugeschnitten wurden und werden, hat sich der Arbeitskreis die Frage gestellt, inwieweit man überhaupt von „nationalem“ Kulturerbe sprechen kann und ob man nicht zu einem umfassenderen Verständnis dieses bisher eher regionalstaatlich geprägten Denkmalbegriffes kommen müsste. Bereits die Wahl Straßburgs als Tagungsort setzte einen regionalen Schwerpunkt auf das Elsass, doch auch weitere Kulturlandschaften wie etwa das Saarland, Südtirol, Niederschlesien, das Erzgebirge, Nordirland, Katalonien und sogar Mexiko traten in den Fokus der Betrachtungen.

Die ersten vier Beiträge der Publikation gruppieren sich unter das Großkapitel „Grenzverschiebungen“. Zwei in Französisch verfasste Aufsätze beschäftigen sich mit Metz im Spannungsfeld zwischen französischer und deutscher Architektur sowie mit dem Elsass und den sich dort immer mehr dem französischen Stil angleichenden Straßenbildern. Eher städtebauliche Fragen wurden bezüglich der Entwicklung Bozens mit seiner unter Mussolini neu entstandenen „italienischen Stadt“ gestellt. In Niederschlesien galt das Interesse der Wertschätzung der dortigen Guts- und Schlossparks nach 1945.

Diesem ersten Komplex folgen fünf Beiträge zum Thema „Grenzlandschaften“. Unter anderem beschäftigte man sich mit den Denkmälern des Kalten Krieges wie etwa den Sperranlagen, die im Osten der alten Bundesrepublik das Vordringen des Warschauer Paktes hätten verhindern sollen, oder auch mit den Grenzen in und um Berlin. Ein weiterer Schwerpunkt war der Umgang mit modernen politischen Kunstobjekten, konkret mit solchen in Nordirland und im US-mexikanischen

Grenzraum. Thematisiert wurden zudem die „Montanlandschaft Erzgebirge“ und der unterschiedliche Umgang mit den Relikten dieser historischen Industrielandschaft in Deutschland und Tschechien.

Für den dritten Komplex „Grenzüberschreitungen“ wurden die Hintergründe der Wiederbelebung des traditionellen elsässischen Fachwerkhäuses zu Beginn des 20. Jahrhunderts untersucht, ebenso die Germanisierungsbestrebungen im Elsass während der Nazizeit sowie der Einfluss französischer Architekten auf die Wiederaufbauplanungen im Saarland von 1945 bis 1957. Abgeschlossen wird dieses Hauptthema mit einem Aufsatz zum „Denkmal für Walter Benjamin von Dani Karavan in Portbou (Katalonien)“. Hier werden die Hintergründe des 1990 bis 1994 durch den israelischen Künstler realisierten Denkmals für den bei seiner Flucht über die Pyrenäen umgekommenen Philosophen sowie auch die aktuelle Einschätzung des Objektes als Gedenkstätte für das europäische Exil des 20. Jahrhunderts beleuchtet.

Zum abschließenden Großkapitel „Übergriffe?“ gehört ein zweisprachiger Beitrag zur Kirche Saint-Pierre-le-Jeune in Straßburg und der versuchten „Germanisierung“ der heute als europäisches Kulturdenkmal eingestuften mittelalterlichen Kirche zwischen 1897 und 1904 durch den Karlsruher Architekten Carl Schäfer. Ein weiterer Aufsatz untersucht zwei 1935 und 1939 durchgeführte archäologische Ausgrabungen in Sachsen sowie deren ideologische und antislawische Hintergründe zur Manifestierung des nationalsozialistischen Herrschaftsanspruches. Der letzte, nicht in Straßburg vorgetragene Beitrag widmet sich Mexiko und der Frage, inwieweit die vier deutschsprachigen „Reisenden“ Alexander von Humboldt, Teobert Maler, Hugo Brehme und Egon Erwin Kisch das weltweite Bild Mexikos geprägt haben.

Die sehr vielfältigen und inhaltlich wie räumlich breit gefächerten Beiträge gewähren einen spannenden Einblick in einzelne Grenzräume, die durch die politischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts verschiedenen nationalen Strömungen ausgesetzt waren. Natürlich sind deren spezifische Hinterlassenschaften als vergleichsweise junge „Denkmale“ keineswegs schon immer als geschützte „Kulturdenkmale“ erkannt. Im Rahmen der zunehmenden Europäisierung und Globalisierung dürften aber derartige Themen verstärkt ins Blickfeld rücken und auch die künftige Denkmalpflege beschäftigen. Das vorliegende Buch bietet hierzu einen wichtigen Einstieg.

Wolfgang Thiem



Personalia

Dipl.-Ing. Daniel Keller

Planungsreferent
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26 48 11
daniel.keller@rpk.bwl.de

Seit Februar 2010 ist Daniel Keller als Planungsreferent und Inventariseur der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Karlsruhe beschäftigt.

1979 in Überlingen am Bodensee geboren, studierte Daniel Keller Architektur mit dem Schwerpunkt Altbauinstandsetzung an der Universität Karlsruhe. Während seines Studiums konnte er durch die Mitarbeit an Projekten des Deutschen Archäologischen Instituts Berlin, Abteilung Istanbul (Bauhistorische Untersuchungen zu dem vermuteten Kenotaph des Kaisers Traian in Selinus,

Türkei) und der Orientabteilung (Untersuchung der Maueranlage von Tayma, Saudi-Arabien), Einblicke in die historische Bauforschung und Bauaufnahme sammeln und diese am Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe unter anderem als Tutor für Bauaufnahme vertiefen. Auch für das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Karlsruhe war er vorab bereits tätig.

Im Juni 2007 schloss er sein Studium mit einer baugeschichtlichen Ausarbeitung, Bauforschung und einem Umnutzungskonzept über ein barockes Bürgerhaus in Ladenburg ab. Im Anschluss an das Studium erfasste er auf Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege im Rahmen des Projektes „Datenbank Bauforschung und Restaurierung“ die Daten für den Raum Karlsruhe.

Im Oktober 2007 wechselte er nach Konstanz und arbeitete dort als Architekt mit dem Schwerpunkt Umbau und Altbauinstandsetzung in einem Architekturbüro.

Bei seiner neuen Tätigkeit ist es ihm wichtig, durch enge Zusammenarbeit mit allen beteiligten Personen die Eigenheiten und Belange der Kulturdenkmäler ins Bewusstsein zu rücken und sich so für deren Pflege und Erhaltung einzusetzen.

Abbildungsnachweis

U1 Karl Fisch, LAD; S134o, S135, S136o, S137m, S137u, S139 Verfasser; S134u Arbeitskreis Eisenbahnhistorie Württemberg; S136m, S136u Karl Fisch, LAD; S137o Dr. Joachim Hennze, Heilbronn; S138 Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz; S140–144 LAD/Wolfgang Hohl und Monika Erne, Zeichnungen Almut Kalkowski; S145–146 Gemeindeverwaltungsverband/Baurechtsamt Markdorf, Torsten Schneider; S148o, S152 Gemeinde Schöntal, Büro Mörgenthaler Ingenieure, Öhringen; S148u, S149ur LAD, Hahn; S149o Braasch; S149ul Gemeinde Michelbach; S150o, S150ur Ref. 26, Roth; S150ul Ref. 26, Hombach; S151o LAD, Klopfer; S151ml, S1551ul LAD, Hahn und Numberger; S151ur LAD, Numberger; S153 Stadt Weikersheim, Büro Klärle, Weikersheim; S154o, S158 LAD, Otto Braasch; S155–156 RPF, Erik Roth; S157, S159 Gemeinde Reichenau/ Bettina Nocke Stadtplanung/ faktorgrün; S161–162 LAD; S163–164 Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv Regensburg; S165ol Susanne Runkel; S165or; S167 Rainer Steinhart; S168–169 Holzmanufaktur Rottweil; S171o, S172o RPT, Ref. 26; S171u Hermann

Schäfer, Erlensee; S172u, S173u, S174u, 175 Till Läßle, Stuttgart; S173o strebewerk 2009, Plangrundlage Fischer Photogrammetrie; S174o aus A. Wolff: Der gotische Dom in Köln, 1986, S. 11; S176o, S178–182 Abegg-Stiftung; S176u, S177 RPF, Ref. 26 – Denkmalpflege; S184, S185ul Karl Fisch, LAD; S185o Aus: Fritz Leonhardt: Brücken, Ästhetik und Gestaltung; 2. Auflage, 1984, S. 189; S185mr Staatsarchiv Ludwigsburg EL 75 VI a Nr. 2302; S186–187 RPT, Ref. 26 (Mittelalterarchäologie); S188–189 Büro P.ART Design; S190–191 YAM Yvonne Mühleis; S192 LAD Esslingen: L6720-004-02_1830-24 (Otto Braasch, 13.07.1991); S193o Hess. StA Darmstadt: P 1, Nr. 174; S193u GLA Karlsruhe: J-E W Nr. 6; S194–195 Holger Friesch; S196–197o, 198–202, S204 RPS, LAD; S197u Stadt Friedrichshafen.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Ulm, Heidelberg, Pforzheim, Heilbronn:** *Bahnhofsbauten der 1950er Jahre, S. 134ff.*
- ② **Olzreuter Ried bei Bad Schussenried:** *Räder der Jungsteinzeit, S. 140ff.*
- ③ **Oberteuringen:** *Rückbau einer Photovoltaik-Anlage auf einem Kulturdenkmal, S. 145ff.*
- ④ **Reichenau:** *Münster St. Maria und Markus; Grab von Abt Berno, S. 154ff. und S. 176ff.*
- ⑤ **Dischingen-Trugenhofen:** *Reithalle bei Schloss Taxis, S. 161ff.*
- ⑥ **Reutlingen:** *Marienkirche, S. 171ff.*
- ⑦ **Geislingen:** *Kochertalbrücke, S. 184ff.*
- ⑧ **Pliezhausen-Rübgarten:** *historischer Weg, S. 186f.*
- ⑨ **Stuttgart:** *Haus Beck-Erlang, S. 188f.*
- ⑩ **Walheim:** *Römischer Altar, S. 190f.*
- ⑪ **Altenberg bei Bad Wimpfen:** *Feldschanze des Dreißigjährigen Krieges, S. 192f.*
- ⑫ **Trillfingen:** *Gasthaus Rössle, S. 194f.*

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–85
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 Denkmalpflege

Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 86 Denkmalpflege

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 45 - 109
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 2002

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Donnerstag an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich:
www.denkmalpflege-bw.de